

Vinzenz von Paul

Leidenschaft für die Armen

Luigi Mezzadri

Die dunklen Jahre

Das folgende Geschehen ereignete sich an einem der vielen strengen Wintertage des Jahres 1617, genauer gesagt am Freitag, dem 25. Januar, dem Tag der Bekehrung des heiligen Paulus. Der Priester, der in der Kirche von Folleville predigen musste, war von dem großen Andrang überrascht, der ihn dort erwartete.

Der Redner fühlte sich umringt von fragenden Blicken, durchbohrt von Augen, deren blaue Ringe Zeugnis des Hungers und der Erschöpfung ablegten und doch auch voller Hoffnung auf den Redner blickten.

Bevor er zu reden begann, lauschte er in sein Inneres, durchforschte sozusagen seine eigene Vergangenheit. Er fühlte sich nun als einer von ihnen, wurde zu ihrer Stimme und gab ihren Gedanken Gestalt. Sein Blick fiel auf den Tabernakel und das Kruzifix, das die Kanzel überragte. All dies hielt ihn nicht davon ab, den Zorn Gottes auf diese Menschen herab zu rufen, die schon genug unter dem Zorn ihres Herrn und Härte des picardischen Winters litten. Spontan beschloss er, für sie Partei zu ergreifen, für immer an ihrer Seite zu bleiben, „den entscheidenden Schritt zu tun.“

Dieses Wort von Lallement erfasst wohl jenen entscheidenden Augenblick im Leben eines Menschen, der von nun an sein ganzes Sein in den Dienst Gottes und der Mitmenschen stellen will.

Dieser Mensch war der Priester Vincent de Paul oder Depaul.

Er wurde am 24. April 1581 in Pouy, dem heutigen Saint-Vincent-de-Paul, ganz in der Nähe von Dax in den Landes, als drittes von sechs Kindern geboren.

Obwohl nicht frömmer als ihre anderen Kinder, waren seine Eltern, Jean Depaul und Bertrande de Moras (oder Demoras), fest von seiner Eignung für ein Priesteramtsstudium überzeugt. Die Religion wurde als solche zu dieser Zeit nicht in Frage gestellt. Für die Bewohner der Landes war sie eine ebenso natürliche und selbstverständliche Sache wie das Wachsen der Eichen oder große Überschwemmungen. In einem späteren Zusammenhang findet man folgende Worte von Vinzenz von Paul: „wenn es eine wahre Religion gibt ... so findet sie sich bei diesen armen Menschen, hier erhält sich die wahre Religion.“ Aber zu diesem frühen Zeitpunkt ging es weder um Glauben noch um Berufung, sondern zunächst einmal um einen Beruf und um die Zukunft der Familie. Denn: sollte der Junge wirklich Priester werden, so bedeutete dies für seine Angehörigen eine angemessene Sicherheit. Man kann sich die Frage stellen, inwieweit seine soziale Herkunft ihn zeit seines Lebens beeinflusst hat. Tatsächlich hatte Vinzenz schon immer eine „bäuerische“ Weltanschauung, selbst in Bezug auf die spirituellen Wirklichkeiten: Sein Verständnis der heiligen Schrift war typisch für die eines Landmenschen. So wählte er die biblische Stelle im Lukasevangelium aus, wo Christus in der Synagoge von Nazareth erklärt, dass er gekommen sei, um den Armen das Evangelium zu verkünden (LK 4,18). Das Wappen der Kongregation der Mission ist Christus, der in die Welt hinausgeht und den Armen auf dem Land predigt. Vergleicht man ihn mit anderen Erneuerern der Kirche Frankreichs, die aus adligen Familien stammen, so stellt man fest, dass bei ihm die Arbeit immer eine zentrale Rolle spielte. Seine religiöse Sicht war nie die eines Frömmers in einem vornehmen Salon, die im „Tartuffe“ von Molière kritisiert wird, nein, er kannte den Wert schwieliger Hände und die Arbeit als stilles Gebet im Schweiß des Angesichts und der Erschöpfung.

Er wollte sich nicht mit Intellektuellen umgeben. Es lag ihm fern, das Amt der geistlichen Führung adliger Klosterfrauen anzustreben. Da er selbst immer arm gewesen war, wählte er auch Arme aus, um die Armen zu evangelisieren.

Die Erinnerung an seine Mutter und seine Schwestern hat seine Sichtweise von Frauen stark beeinflusst. Wenige haben wie er einen so großen Wert auf die Präsenz der Frau in der Gesellschaft und in der Kirche gelegt, wohlgemerkt: in einer Zeit, in der die Frauen entweder eine untergeordnete oder doch nur sehr nebensächliche Rolle spielten.

Mit 15 Jahren nahm er sein Studium bei den Franziskanern in Dax auf. Im Jahre 1597 setzte er seine Studien an der Universität von Toulouse fort.

Ermangelte es Vinzenz auch an Geld, so fehlte es ihm jedoch keinesfalls an Unternehmungsgest. Er wollte um jeden Preis Priester werden. Die Zulassung zu den Weihen erfolgte dann auch sehr schnell. Am 13. September 1599 erhielt Vinzenz vom Generalvikar von Dax die Dimissorien zur Priesterweihe. Der neue Bischof von Dax, Jean-Jacques Dussault (1598 gewählt und 1599 geweiht), zeigte sich bald als Reformier. Auch wenn die Dekrete des Konzils von Trient für die französischen Bischöfe noch nicht verpflichtend waren, so verlangte er doch, dass man sie beachte. Vielleicht wollte Vinzenz sich selbst vor möglichen Überraschungen bewahren und seine Weihe dadurch sichern, dass er sich an einen alten Prälaten, Monseigneur Francois de Bourdeilles, Bischof von Périgueux, wandte, der sich damals in sein Palais in Château-l'Évêque zurückgezogen hatte.

Er musste sich jedoch keiner großen Überredungskünste bedienen.

Was allerdings wirklich nachdenklich stimmt, war die Existenz eines Weiheaspiranten, der sich als Kandidat zum Priestertum anbot, ohne hierfür berufen worden zu sein.

Nach seiner Weihe versuchte Vinzenz, eine Pfarrei zu bekommen, die ihm aber streitig gemacht wurde: Zu dieser Zeit machte er eine Reise nach Rom (wahrscheinlich 1602 oder 1603). Diese Reise beeindruckte ihn sehr stark und nachhaltig.

Nach seiner Rückkehr in seine Heimat wollte er mit dem Eifer eines guten Gascogners eine Situation herbeiführen, die im *Jahrhundert der Ehre* als erstrebenswert angesehen wurde. In Toulouse erlangte er das Baccalauréat in Theologie und er hatte den vermessenen Plan, Bischof zu werden. Aber um ein solches Ziel zu erreichen, fehlte ihm das nötige Geld – viel Geld. Wie von der Vorsehung geschickt, erhielt er just zu diesem Zeitpunkt eine Erbschaft, die ihm eine alte Dame hinterlassen hatte. Es war allerdings schwierig, an das Geld heranzukommen, da es sich in den Händen eines Schuldners seiner Wohltäterin befand, der damit geflüchtet war. In der Absicht, seine geschuldete Summe zurückzuerlangen, machte sich Vinzenz auf den Weg und holte den Flüchtling in Marseille wieder ein. Nachdem er sein Geld wiederbekommen hatte, beschloss er, auf dem Seeweg nach Hause zurückzukehren.

Das Schiff, das er bestiegen hatte, wurde jedoch von drei türkischen Brigantinen geentert. Es war eine Schlacht zwischen ungleichen Gegnern und der durch einen Pfeilschuss verwundete Vinzenz wurde als Sklave nach Tunis geführt.... Hier lernte er jetzt die Erniedrigung kennen, und zwar nicht nur die, auf einem Sklavenmarkt ausgestellt zu werden, sondern auch die der Abhängigkeit von Herren, die, zumindest theoretisch, über ihn verfügen konnten wie über einen Gegenstand. Er wurde zunächst von einem Fischer gekauft, sodann von einem etwas eigentümlichen Arzt und schließlich von einem christlichen Renegaten (einem abtrünnigen Christen). Hier nun nahm das Abenteuer eine unerwartete Wende. Sein Herr hatte drei Frauen. Der Gesang der Psalmen und das Salve Regina bewegten eine der Frauen sehr. Sie sprach darüber mit ihrem Mann, und plötzlich verspürte er Heimweh nach seinem Glauben und nach seiner Heimat.

Mit seinem Sklaven durchquerte der Renegat daraufhin das Meer von Süden nach Norden und landete schließlich in Aigues-Mortes. In Frankreich kam es schließlich zu einem Rollentausch. Nun war es der Sklave, der seinem Herrn helfen konnte. Dieser wurde mit der Kirche versöhnt, und Vinzenz wurde als Belohnung für das, was er getan hatte, dazu ausersehen, den Vize-Legaten Pierre Montorio nach Rom zu begleiten. Dies ist insgesamt

eine sehr schöne und erbauliche Geschichte. Vielleicht zu schön, um wirklich wahr zu sein. Aus diesem Grund wird sie von vielen Historikern in Zweifel gezogen. Die Geschichte veranlasste sie dazu, nach Gründen zu forschen, die Vinzenz dazu bewegt haben könnten, einen Teil seiner Vergangenheit geheim halten zu wollen. Andere hingegen verteidigten die Geschichte, als ob es je darum gehen könnte, das Ansehen des heiligen Vinzenz verteidigen zu müssen.

Nach reiflicher Überlegung erscheint die folgende These nicht ganz unwahrscheinlich, dass nämlich der Geschmack an der Freiheit zwei Männer so weit inspirierte, dass sie auf ein kleines, zerbrechliches Schiff vertrauten, um für den Sklaven die Freiheit und für den Herrn die verlorene Würde wiederzuerlangen.

Vinzenz war nun ein Mann, der auf der Suche nach seinem eigenen Ich war, ein Gascogner, der sich um jeden Preis zeigen und eine gute Figur machen wollte. Hatte er durch die Sklavenaffäre die Gunst seiner Wohltäter verloren, so musste er nun die Zeit und vor allem das verlorene Geld wiedergewinnen. Aus diesem Grund griff er auf sein Talent als Romanschriftsteller zurück und so schmückte er seine Flucht mit einigen interessanten und sogar ein wenig romantischen Details aus. Er schrieb zwei Briefe an seine Wohltäter, in denen er ihnen das Abenteuer der Sklaverei en détail erzählte, um so seine Heiligkeit unter Beweis zu stellen. Aber vielleicht waren die Dinge auch etwas anders verlaufen, denn das Leben der Sklaven stellte ein Geflecht von Kompromissen dar. Auf der einen Seite haben wir den Helden, auf der anderen denjenigen, der sich der Situation anpasst.

Vinzenz wählte möglicherweise den zweiten Weg, um so eine günstige Gelegenheit zur Flucht zu erhalten. Das heißt, hier fehlte noch jede Spur von Heroismus, eine frühzeitige Heiligkeit käme damit also nicht in Frage.

Als er am 17. Februar 1610 an seine Mutter schrieb, bekannte er sich zu zwei Dingen: Einmal ging es ihm darum, sich selbst zu versorgen, zum anderen war ihm die Versorgung seiner Familie sehr wichtig.

„Der Aufenthalt, der mich noch länger in dieser Stadt hält, um wieder eine Gelegenheit zum Vorwärtkommen zu finden (die mir meine Abenteuer geraubt haben), macht mich betrübt, da ich euch die Dienste nicht erweisen kann, die ich euch schulde. Aber ich setze meine Hoffnung so sehr auf die Gnade Gottes, dass er meine Bemühungen segnen wird und dass er mir bald die Möglichkeit geben wird, mich auf ehrenwerte Weise zurückzuziehen, um den Rest meiner Tage bei euch zu verbringen.“

Für einen Priester kommt dies einer Bankrotterklärung gleich.

Aus diesem Grunde musste Vinzenz sich ändern, sein Leben überdenken und sich stärker motivieren.

Es war notwendig, „sich zu bekehren“. Seine erste Anstellung in Paris, wo er im Herbst 1608 ankam, fand er im Amt des Almosenverteilers der Exkönigin Margaretha von Valois, der ersten Frau Heinrichs IV. Seine Aufgabe bestand darin, Geld oder Brot an Hunderte von Armen zu verteilen, die an die Tür des Palastes der Königin Margot klopfen. So verteilte er zwar Almosen, jedoch keine Liebe. Er füllte die Hände, aber nicht die Herzen. Mit dieser Einstellung machte er es sich noch zu einfach, man konnte sie noch nicht als Bekehrung bezeichnen. Zu dieser Zeit fand Vinzenz in Pierre de Bérulle einen Berater. Dieser hatte im November 1611 eine Gruppe von Priestern zusammengeführt, eine Gruppe von angesehenen Persönlichkeiten; es handelte sich ausschließlich um Doktoren der Sorbonne, die sich dazu verpflichtet hatten, die vielfältigen Dimensionen des Priestertums zu leben. Sie wollten eine Priestergemeinschaft bilden, ohne durch Gelübde gebunden zu sein. Ihr Ideal war die apostolische Gemeinschaft Christi mit seinen Aposteln. Bérulle und seine Freunde wollten teilhaben an der Glaubensgemeinschaft Jesu, sein „Oratorium“ sein. Sie wiesen Posten und Ehrenämter zurück und trachteten allein nach der Heiligkeit. All dies stand in Gegensatz zu dem, wonach Vinzenz strebte.

Vinzenz trat niemals dem Oratorium bei. Er machte jedoch verschiedene entscheidende innere Erfahrungen, die ihn reinigten und innerlich veränderten.

Er teilte zu dieser Zeit seine Wohnung mit einem Landsmann. Eines Tages, als er krank zu Bett lag, brachte ein Bote aus der Apotheke ihm eine Medizin. Beim Verlassen der Wohnung bemächtigte sich der Bote einer Geldbörse, die dem Wohnungsgenossen gehörte. Bei seiner Rückkehr fragte der rechtmäßige Besitzer ihn nach dem Grund für das Verschwinden des Geldes. Der Kranke fand keine plausible Erklärung dafür. So beschuldigte man ihn des Diebstahls. Dies war eine furchtbare Anschuldigung für einen ehrgeizigen Mann, der auf der Suche nach Unterstützung war. Aber etwas in ihm drängte nach Veränderung, und so entschied sich Vinzenz, Ruhe zu bewahren. Im Jahre 1656 erzählte er die Geschichte folgendermaßen: „In unserer Gemeinschaft lebt jemand, den man beschuldigte, seinen Gefährten bestohlen zu haben. Man stellte ihn im Hause als Dieb hin, obwohl dies nicht der Wahrheit entsprach. Dennoch wollte er sich hinsichtlich dieses schlimmen Vorwurfs nicht rechtfertigen, und folgende Gedanken gingen ihm durch den Kopf, als er sich irrtümlicherweise so beschuldigt sah: Sollst du dich rechtfertigen? Es handelt sich hier um etwas, dessen du beschuldigt wirst, das jedoch so nicht zutrifft. Oh nein, sagte er, sich zu Gott erhebend, ich muss das geduldig ertragen.“ Und so setzte er diese Gedanken auch in die Tat um. Die Geschichte hatte ein glückliches Ende. Der Schuldige wurde schließlich entlarvt. Aber auf diese Weise lernte Vinzenz die Situation der Armen kennen, die ohne Stimme sind und die niemand haben, der sie verteidigt. Zum ersten Mal versuchte Vinzenz, keine Ausflüchte zu finden.

Die Prüfungen treten im Leben allerdings nie einzeln auf.

Im Dienste bei Königin Margot lernte er einen Theologen kennen, der ihm anvertraute, dass er unter schrecklichen Versuchungen gegen seinen Glauben leide.

Vinzenz erzählte: „Dieser Doktor wandte sich, als er sich in dieser fatalen Lage befand, an mich und erklärte mir, er werde von den heftigsten Versuchungen gegen den Glauben in Aufregung versetzt, entsetzliche Gedanken der Lästerung gegen Jesus Christus befielen ihn, und oft sei er so verzweifelt, dass er sich sogar getrieben fühle, sich aus dem Fenster zu stürzen... Weil er sich so stark gegen diese Versuchungen wehrte, war seine Einbildungskraft so gelähmt und sein Geist so erschöpft, dass er sich außer Stande sah, dem Ganzen weiterhin zu widerstehen. Als er sich in dieser jämmerlichen Verfassung befand, riet man ihm zu einer bestimmten Übung: Sie bestand darin, dass er, sooft er eine Hand oder einen seiner Finger der Stadt Rom oder irgendeiner Kirche zukehren würde, mit dieser Bewegung und mit dieser Handlung zum Ausdruck bringen sollte, dass er alles glaube, was die römische Kirche glaube. Und was geschah nach all diesen Ereignissen? Gott erbarmte sich dieses armen Doktors endlich, der, nachdem er erkrankt war, in einem einzigen Augenblick von allen seinen Versuchungen befreit wurde; die Binde der Dunkelheit wurde ihm ganz plötzlich von den Augen seines Geistes genommen, er fing nun an, alle Glaubenswahrheiten zu sehen, jedoch mit einer so großen Deutlichkeit, dass ihm zu Mute war, als ob er sie fühlen und mit dem Finger berühren könnte.“

An diesem Punkte aber legte sich eine große Dunkelheit über die Augen von Vinzenz....

Er betete, er tötete sich ab, aber er lebte in einer tiefen Dunkelheit. Er schrieb die Artikel des Credo und trug sie nah an seinem Herzen (wie Pascal). Jedes Mal, wenn er sich nun versucht fühlte, legte er seine Hand auf sein Herz und glaubte so, durch diese Handlung seinen Glauben zu stärken. Hatte er in der früheren Versuchung die Situation der Armen gefühlt, die keinen menschlichen Beistand hatten, so erkannte er jetzt die Situation der radikalsten geistlichen Armut, wie Christus am Kreuz, der von seinem Vater verlassen schien. Die große Theologie ist, angesichts der Prüfungen des Glaubens, unfähig, den Schrei des in die Versuchung geführten Unglücklichen zu verstehen. Die Versuchung dauerte etwa drei oder vier Jahre. Dann traf Vinzenz die Entscheidung, die Kranken im Hospital de la Charité zu besuchen. Dieses Hospital war von der Königin Maria de Medici im Jahre 1601 gegründet

worden. Sie hatte die Brüder des heiligen Johannes von Gott dorthin gerufen. Nun löste sich die Versuchung auf. Die Armen hatten gesiegt und ihn befreit. Von jetzt an ergriff er konsequent die Partei der Armen. Es war ihm klar geworden, dass das beste Mittel, um spirituelle Krankheiten zu heilen, darin bestand, sich für den Dienst an den Armen zu öffnen. Während dieser Zeit, genauer gesagt im Jahre 1612, wurde Vinzenz die Pfarrei der Heiligen Erlöser und Médard in Clichy übertragen; es handelte sich hier um ein 600-Seelen Dorf in der Nähe von Paris.

Mit großem Enthusiasmus stürzte er sich in diese neue Erfahrung. Die Bevölkerung war jedoch nicht an einen solchen Priestertyp gewöhnt. Das führte dazu, dass die Menschen sich veränderten. Es wurde große Sorgfalt auf den Gottesdienst gelegt, und in gleichem Maße kümmerte sich der Pfarrer um die Katechese. Er gründete auch eine Art Klerikerschule mit 12 Jungen. Darunter befand sich Antoine Portail, der eines Tages sein erster Mitbruder werden sollte. Später führte Vinzenz dazu an: „Ich hatte ein so gutes und gehorsames Volk, das alles tat, was ich von ihm verlangte. Sagte ich meinen Pfarrkindern, sie müssten an den ersten Sonntagen des Monats zur Beichte gehen, so versäumten sie dies nicht. Sie kamen und beichteten und ich konnte mit jedem Tag die Fortschritte verzeichnen, die diese Seelen machten. Das war mir ein großer Trost und ich war damit so zufrieden, dass ich mir sagte: Mein Gott, wie glücklich bist du, ein so gutes Volk zu haben! Und ich fügte hinzu: Ich bin überzeugt, dass der Papst nicht so glücklich sein kann wie ein Pfarrer inmitten seines Volkes, das ein so gutes Herz hat.“

Das Glück in der Seelsorge in Clichy war jedoch nur von kurzer Dauer. Nach einem Jahr willigte Vinzenz, einem Rat von Bérulle folgend, ein, Seelsorger bei einer adligen Familie zu werden.

Die Gondis waren eine der großen einflussreichen Familien der damaligen Zeit. Es handelte sich um florentinische Bankiers, die im Gefolge der Medicis nach Frankreich gekommen waren. Sie hatten Vermögen erworben und waren aufgrund einer guten Heiratspolitik sehr einflussreich geworden. Zwei wichtige Ämter waren ihr Erbe: der Befehl über die Galeeren (Mittelmeerflotte) und der Bischofssitz von Paris.

Philippe-Emmanuel, das Oberhaupt der Familie, General der Galeeren und Leutnant des Königs für die Armeen des Ostens (Levant), war Graf von Joigny, Marquis der Ile d'Or, Baron von Montmirail, von Dampierre und Villepreux. Seine Frau, Françoise-Marguerite de Silly, brachte als Mitgift in die Ehe die Herrschaft über Enville, Commercy und Folleville mit. In diesem Palast musste Vinzenz zugleich Hauslehrer und Berater sein. Noch größeren Einfluss als auf die Kinder hatte er auf die Eltern. Eines Tages hatte Philippe-Emmanuel, der sich in einem Duell messen musste, der heiligen Messe von Vinzenz beigewohnt. Er bat für diese unüberlegte Handlung um Gottes Hilfe, die ihm Ruhe bringen sollte. Vinzenz hörte von diesem Vorhaben und warf sich zu seinen Füßen nieder: „Ich weiß aus sicherer Quelle, dass Sie die Absicht haben, sich zu duellieren. Ich aber erkläre Ihnen im Auftrag meines Gottes, den ich Ihnen eben gezeigt habe und den Sie angebetet haben, dass er mit seinem Strafgericht über Sie und Ihre Familie kommen wird, wenn Sie dieses böse Vorhaben nicht aufgeben.“ Es ging ja um seine Ehre, an der er Festhielt. Aber Vinzenz Worte hatten eine solch große Wirkung auf ihn und bereiteten ihm solche Gewissensbisse, dass er sein Vorhaben, sich zu duellieren, schließlich aufgab. Dies alles trug sich während seines Aufenthaltes bei den Gondis zu, dem Ort also, an dem seine totale Wandlung eintrat.

Angetrieben vom Geist Gottes

Vielen Heiligen wurde gerade an den Wendepunkten ihres Lebens Hilfe durch übernatürliche Offenbarungen zuteil, oder sie wurden durch solche geprägt.

Der heilige Paulus hörte beispielsweise unmittelbar nach einem Sturz von seinem Pferd die Stimme Christi. Für den heiligen Franz war es in San Damiano das Kreuz, das zu ihm sprach. Der heilige Ignatius von Loyola hatte an den Ufern des Cardoner eine Erleuchtung, die ihn die tiefen Geheimnisse des Glaubens fühlen und ergründen ließ. Dem heiligen Paulus vom Kreuz erschien die Jungfrau Maria, bekleidet mit einem schwarzen Gewand, auf dem sich ein Zeichen in Form eines Herzens befand, das die Aufschrift *Leiden Jesu Christi* trug.

Vinzenz, der seit dem Jahr 1617 fest davon überzeugt war, dass er Gott in jedem Falle folgen müsse, war bereit, ja, sogar fest entschlossen, sich nicht mit himmlischen Stimmen zu begnügen, sondern mit irdischen Zeichen, denselben, die uns allen in unserem Leben begegnen: den so genannten Ereignissen nämlich. Er war keinesfalls zerstreut, sondern immer auf der Hut und bereit, dem Willen Gottes in seinem Leben zu folgen.

Im Januar 1617 hielt Vinzenz sich in der Picardie auf, unweit von Amiens, auf den Gütern der Gondis in Folleville. Dort wurde er zu einem todkranken Bauern gerufen, der als ein untadeliger Mensch galt. Dennoch: seine Generalbeichte wurde für ihn zur Offenlegung einer unglaublichen geistlichen Misere. Die Leute beichteten nicht mehr, sie zogen es vor, ihre eigenen Nöte für sich zu behalten, und so konnten sie sich nicht mehr von ihrer Schuld befreien, weil sie sich zu sehr schämten. Es handelte sich hier keinesfalls um einen Einzelfall. Nein, dies war die allgemeine Lage in Frankreich. Die Armen waren weder evangelisiert noch wurde ihnen in irgendeiner Weise geholfen. Vinzenz begriff, dass der Grund für diese Situation nicht in einem Mangel an Priestern zu finden war. Im Gegenteil, es gab zu viele davon. Aber die Priester zogen es vor, sich vorwiegend mit sich selbst und ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen. Dem Klerikerstand beizutreten, bedeutete nicht, Beschwerlichkeiten und Unbequemlichkeiten auf sich zu nehmen, sondern vielmehr teilzuhaben am „ersten Stand im Königreich“. Genau das also, was Vinzenz ursprünglich für sich selbst beabsichtigt hatte. Der Bauernsohn, der geradezu erleichtert war, dass er nun die Situation endlich verstanden hatte, beschloss, mit Madame de Gondi darüber zu sprechen. Sie war zutiefst bestürzt, als sie von diesen Dingen hörte. Sie fragte Vinzenz, wie man Abhilfe schaffen könne. Sie legte ihrem Beichtvater nahe, die Kanzel zu besteigen, zu den Leuten zu sprechen und sie zur Generalbeichte aufzufordern. Dies alles ereignete sich am 25. Januar, dem Fest der Bekehrung des heiligen Paulus. Die Ansprache wurde zu „einer Predigt“, die das ganze Volk verstand. Die Menschen stürmten daraufhin förmlich den Beichtstuhl, und Vinzenz musste sich von anderen Priestern helfen lassen.

Mit der Zeit sah Vinzenz ein, dass es sich nicht um ein zufälliges Ereignis gehandelt hatte, sondern um eine Begegnung mit der Vorsehung, die ihm den Plan für sein Leben enthüllt hatte. Aus diesem Grunde sah er diese Predigt immer als seine erste Missionspredigt an. Allerdings erkannte er das erst viel später. Längere Zeit sollte es auch dauern, bis er zu der Erkenntnis kam, zur Verkündigung des Evangeliums bei den Armen auf dem Lande berufen zu sein.

Zu diesem Zeitpunkt bestand die einzige klare Erkenntnis für ihn darin, dass er sich nicht mehr länger im Palast der Gondis einschließen durfte, dieser wurde für ihn immer enger und beklemmender. So fragte er Bérulle um Rat, der ihn zwar nicht tadelte, ihm aber auch nicht viel mehr Hilfe anbieten konnte. Er zeigte ihm lediglich einen Ort, an dem er sein Vorhaben von einem guten Pfarrer verwirklichen konnte: Châtillon-les-Dombes, das heutige Châtillon-sur-Chalaronne, in der Nähe von Lyon gelegen. Dies war ein Dorf, das zu der damaligen Zeit erst seit kurzem für Frankreich erobert worden war. Die sechs Priester, die sich dort befanden, liebten die Wirtshäuser mehr als das Gebet. Aufgrund solcher Beispiele fehlte es der katholischen Kirche an jeglicher Kraft. Die Calvinisten hingegen hatten dort guter Erfolge. Vinzenz bemühte sich zunächst, die Priester durch sein eigenes Beispiel zu bekehren. Das war keine leichte Aufgabe. So bewegte er beispielsweise das Herz eines unbußfertigen Raufboldes, des Grafen von Rougemont. Vinzenz besaß den Mut, auf einem Felsen den Degen des Grafen zu zerbrechen, mit dem er in mehr als hundert Zweikämpfen gesiegt hatte.

Der Graf verkaufte einen Teil seiner Ländereien, um Kirchen zu bauen und den Armen zu helfen. Selbst Vinzenz Hausherr, ein Calvinist, bekehrte sich zusammen mit mehreren Angehörigen seiner Familie.

Aber schon kündigte sich eine weitere Begegnung mit der Vorsehung an. Es geschah am 20. August. Man berichtete Vinzenz von einer Familie, deren sämtliche Mitglieder krank und hilflos waren. Daraufhin änderte er spontan das Thema seiner Predigt. Seine Rede war von so großer Überzeugungskraft, dass die Bevölkerung selbst aktiv wurde. Schon am Nachmittag begab sich eine große Menschenmenge in einer Prozession zu dieser Familie.

Vinzenz verstand jedoch sehr wohl, dass das Gefühl des Augenblicks allein nicht ausreichte. Er hatte inzwischen mit dem Gesicht der materiellen Armut Bekanntschaft gemacht, und er wusste mit Gewissheit, dass Solidarität allein nicht genügte, auch nicht das bloße Almosen. Er war der festen Überzeugung, dass es Pflicht der Kirche sei, den Kampf gegen das herrschende Elend anzutreten. Er rief einige Personen des Dorfes zusammen und unterbreitete ihnen den Vorschlag, eine Gruppe zu bilden, um den armen Kranken ihres Dorfes zu helfen. Alle waren von dieser Idee begeistert. Vinzenz verfasste hierzu nun eine Regel. So wurden die „Gemeinschaften der Liebe“ (*Compagnies de la Charité*) ins Leben gerufen. Es handelte sich hierbei um pfarreähnliche Basisgruppen, die Vorreiter der Idee waren, die Kirche als Ort der Nächstenliebe zu verstehen.

1617 wurde zu Recht als ein sehr entscheidendes Jahr für Vinzenz angesehen, nämlich als das eines schöpferischen Wendepunktes.

Vinzenz musste zu den Gondis nach Paris zurückkehren. Diese hatten sehr darauf gedrängt, dass er sein ehemaliges Amt wieder ausüben möge. Aber sie ließen ihm die Möglichkeit, seinen beweglichen Dienst weiterhin auszuüben. Vinzenz predigte auf den Ländereien der Gondis, er missionierte und gründete neue „Charitégruppen“. 1618 begann er damit, die Galeerensklaven in Paris zu besuchen. Ihre erbarmungswürdige Situation beeindruckte ihn tief. Er sagte: „Ich habe diese Menschen gesehen, wie Tiere werden sie behandelt“. Er blieb jedoch keinesfalls bei einer einfachen Geste des Mitleids stehen. Die Nächstenliebe lehrt, die Probleme des Menschen gemeinsam zu tragen und Beziehungen wieder aufzubauen. Eine Begebenheit, die von den ersten Biographen erzählt wird, ist hierfür sehr bezeichnend. Auf einer Reise habe Vinzenz von einem erschöpften Galeerensklaven, dessen Rücken von der Peitsche der Wächter völlig zerfetzt war, das Rudert übernommen. Diese Geschichte ist sicherlich eine Legende, und vor allem sagt sie zu wenig aus. Vinzenz tat nämlich weit mehr. Wenn er dem Sklaven nur das Ruder abgenommen hätte, wäre es ihm nicht möglich gewesen, etwas an der allgemeinen Situation zu ändern. So hätte er sich bestenfalls für eine einzige Person einsetzen können. Wieder an Land, hätte sich an der Lage der Sklaven nichts geändert, ja, sie wäre wahrscheinlich noch schlechter geworden. Vinzenz Interesse galt der Gesamtsituation der Galeerensklaven, ihrer unmenschlichen Behandlung, für die er dringend nach Abhilfe trachtete, sowohl in materieller wie in geistlicher Weise. In Paris suchte er nach einem etwas erträglicheren Ort für ihre Gefangenschaft, und in Marseille entstand ein Krankenhaus für Galeerensträflinge. Ende des Jahres 1618 kam Franz von Sales, der Bischof von Genf, nach Paris. Er wurde von der großen Gesellschaft mit Neugier und Interesse empfangen. Der heilige Bischof spielte diese Rolle, die man ihm zugedacht hatte, jedoch nicht mit. Er kam nicht, um Beifall und Zustimmung zu erhalten, sondern weil er etwas verändern und in Gang setzen wollte. Er erzählte vom Leben des heiligen Martin, obwohl doch alle an dieser Stelle viel eher ein großes rhetorisches Feuerwerk erwartet hatten. Er begegnete Vinzenz und erzählte ihm diese Episode. Dies wurde für Vinzenz zu einer entscheidenden Begegnung. Sie zwang ihn dazu, seinen Wertemaßstab neu zu überdenken. Er begriff, dass die Demut die Glückseligkeit mit sich bringen kann, wenn man bereit ist, auf seinen Hochmut zu verzichten. Er wählte für sein Leben den Weg der Demut. Dafür gab Gott ihm das erste Zeichen. Der Bischof von Genf und die heilige Johanna von Chantal vertrauten ihm die Leitung des Klosters von der Heimsuchung in Paris an. So lernte er auch die Lektion der

Sanftmut, denn dies war keine seiner angeborenen Tugenden. Da er diese bei Franz so deutlich ausgeprägt sah, konnte er nicht umhin auszurufen: „Wie gut bist du doch, mein Gott, da ja Franz von Sales, dein Geschöpf, so sanftmütig und liebenswert ist.“ So kam er auf die Hinweise von Madame de Gondi zurück. Sie trafen das Richtige. Er konnte sich nicht selbst belügen. Es half nichts zu sagen: „So bin ich nun mal. Zu ändern gibt es nichts.“ In den Beziehungen zwischen Franz von Sales und Franziska Frémiot von Chatal hatte er ein gutes Beispiel vor Augen. Ein Beispiel der Sanftmut und einer heiligen Freundschaft zwischen einem Mann und einer Frau. Er zog sich zum Gebet zurück, zuerst in die Kartause von Valprofonde und schließlich nach Soissons. In der Kartause vertraute er einem gereiften und sehr frommen Mönch seine Schwierigkeiten im Umgang mit Frauen an. Als Antwort erzählte man ihm eine Anekdote. Ein Bischof war immer unruhig, wenn er Frauen taufte. Er bat Gott, ihn von dieser Versuchung zu befreien. Und als sich nichts änderte, zog er sich in die Wüste zurück. Gott zeigte ihm drei Kronen, die eine reicher ausgestattet als die andere, die für ihn vorbereitet worden waren. Aber wegen seines mangelnden Vertrauens erhielt er nur die am wenigsten kostbare.

In Soissons prüfte Vinzenz seinen verdrießlichen, harten und aggressiven Charakter. Er bat Gott, ihm zu helfen, sich zu ändern. Die beiden Exerzitien änderten ihn nicht wie von Zauberhand, aber sie halfen ihm, den Sinn seines Priestertums und die Größe des Dienstes besser zu verstehen.

Etwa 10 Jahre war Vinzenz nun bereits auf der Suche nach seiner eigenen Identität und war er immer noch nicht weitergekommen, als für sich selber reine Verachtung zu empfinden: ein deutliches Zeichen dafür, dass er sich noch nicht gefunden hatte, ein Zeichen dafür, dass er noch überhaupt nichts gefunden hatte, ein Zeichen dafür, dass er noch kein Heiliger war.

So musste Vinzenz sich nach der Wende von 1617 noch weiter abmühen, weiterhin auf der Suche sein, vor allem auf der Suche nach sich selbst. Ganz allmählich wichen so die inneren Widerstände.

„Die erste Missionspredigt“

Die Volksmissionen waren es, die ihm dazu verhalfen, sein Charisma zu entfalten. Vinzenz begann zu predigen. Seine besondere Methode lag in der Suche des Neuen. Er widersetzte sich ganz bewusst der traditionellen Predigt. Er wusste sehr wohl Bescheid über den Aufbau einer Rede. So ist uns beispielsweise eine Predigt des heiligen Vinzenz von Paul über den Katechismus aus dem Jahre 1616 überliefert, mit viel Sorgfalt und Eifer verfasst. Vinzenz schloss seine Rede mit einer Ermahnung an die Eltern, ihre Kinder zum Katechismusunterricht zu schicken, ab. Das war bei den anderen Predigern bisher nicht üblich gewesen.

Das Jahr 1617 brachte weitere Veränderungen. Hatte Vinzenz bisher das Priestertum als seine einmalige Gelegenheit angesehen, um sich genügend Mittel zur Absicherung zu verschaffen, so erkannte er nach seinem Aufenthalt in Clichy die Schönheit des pastoralen Dienstes. Zur gleichen Zeit verarbeitete er die Anforderungen des Konzils von Trient, den „guten Priester“ betreffend: innere und äußere Anforderungen in Bezug auf den Geist des Gebetes, die Strenge des Lebens, den ständigen Aufenthalt in der Pfarrei und das Engagement, die Mittel herkömmlicher Pastoral also: die Predigt und die Sakramente. Jetzt zeigten ihm die Ereignisse sehr deutlich, dass es nicht ausreichte, sich nur auf die Defensive zu konzentrieren. Viele seiner Zeitgenossen sahen die Gefahr für das katholische Frankreich in der Konkurrenz der Protestanten. Aus diesem Grunde hatten sich nicht wenige Prediger auf eine Form scharfer Konfrontation eingelassen. So gestand im Jahre 1618 ein ehemaliger Ordensmann, dass er den Priestern häufig nicht die Gelegenheit einräumte, ihre Predigt bis zum Ende zu halten, ohne diese durch eine widerstreitende Debatte zu unterbrechen.

Ein Blick auf die Situation der ländlichen Gebiete zeigte Vinzenz deutlich, dass das drängendste Problem nicht in der Polemik bestand, sondern in dem Verlangen nach Gott. Während seines Aufenthaltes im Schloss von Montmirail im Jahre 1620 begegnete Vinzenz einem Hugenotten. Dieser brachte einen sehr schwerwiegenden Einwand vor. Vinzenz hatte behauptet, dass die Kirche vom heiligen Geist geleitet werde. Aber die Tatsachen – so der Hugenotte – schienen doch eine solche Behauptung zu widerlegen: „Sehen Sie sich die ländlichen Gebiete an. Die Seelsorger sind lasterhaft, unwissend, ohne Eifer. Folglich wissen die Gläubigen selbst nicht, sofern sie keine Unterweisung erhalte, worin ihre Pflichten bestehen, und wenn jemand sie fragen würde, was die christliche Religion denn eigentlich sei, wären viele um eine Antwort verlegen. Wenden Sie jetzt ihre Augen den Städten zu. Sie sind voll von Priestern und untätigen Mönchen. Allein in Paris gibt es zehntausende davon. Während in dieser Weise viele Priester ihre Zeit vergeuden, wird so die arme Landbevölkerung aufgrund ihrer Unwissenheit um die ewige Seligkeit gebracht.“ Im folgenden Jahr bekehrte sich der Hugenotte. Als er Vinzenz mit anderen Priestern zusammen in Marchais, nahe bei Montmirail, predigen sah, sagte er: „Ich sehe jetzt, dass der heilige Geist die römische Kirche leitet.“

Vinzenz zeigte schon zu diesem Zeitpunkt eine außerordentliche Befähigung, Dinge in Gang zu setzen. Er handelte jedoch niemals allein. Immer erbat er sich Hilfe. So nutzte er auch die Energien anderer und arbeitete immer für die Kirche. Ja, man könnte sagen, er „erzeugte“ die Kirche.

In diesem Punkt herrschte große Leere. Die Mehrheit der Franzosen lebte auf dem Land. Die Pfarrer hatten eine wichtige Rolle bei der Bewahrung und Ausbreitung des Glaubens inne. Aber sie waren leider nicht in der Lage, diese Rolle wirklich zu erfüllen. „Die Kirche“, sagte Vinzenz eines Tages, „wird durch den schlechten Lebenswandel der Priester zerstört, sie sind es, die sie zu Grunde richten und zerstören.“ Ein Domherr schrieb ihm folgende Zeilen: „In dieser Diözese ist der Klerus ohne jegliche Disziplin, das Volk ohne Furcht und die Priester ohne Mitleid und Nächstenliebe, die Kanzeln ohne Prediger, die Wissenschaft ohne Ehre, das Laster ohne Strafe.“

Die Kirchen befanden sich sowohl in einem tristen äußeren als auch in einem ebenso unheilvollen inneren Zustand. So fand man Tabernakel mit Hostien voller Maden, und häufig wurden sie auch als Lagerplatz für Geld oder Schriften missbraucht. Gefäße und Messgewänder waren oft verschmutzt. Die Pfarrer auf dem Land waren bekannter durch ihre Schwächen als durch ihre Tugenden, beispielsweise wenn sie vom Wirtshaus betrunken nach Hause getragen werden mussten. Selbst wenn man den Vorwurf, dass 7000 Priester den Zölibat entehrt haben sollen, als reichlich übertrieben empfinden mag, eine Zahl, die Vinzenz von einem Domherrn von Chartres erhalten hatte, so trafen die Beschwerden, dass Priester sich nicht an die Regeln hielten, doch auf eine von sechs Pfarreien zu, und zwar in der Archidiakonie von Brie, wo man auf 101 besuchte Pfarreien mindestens 20 solcher Priester zählte. In Bezug auf die Verwaltung der Sakramente stellte sich ein noch düsteres Bild dar. Vinzenz erinnerte daran, in Saint-Germain-en-Laye 7 oder 8 Priester gesehen zu haben, die die Messe auf unterschiedliche Art und Weise zelebriert hatten, jeder nach seiner Manier. Man fand sogar Priester, die die genaue Formel der sakramentalen Absolution in der Beichte nicht kannten.

Von diesem Zeitpunkt an war Vinzenz nicht mehr darauf angewiesen, Stimmen von oben zu vernehmen, um den Willen Gottes zu kennen. Das, was er sah, genügte ihm.

Gegen Ende des Jahres 1618 hatte er die ungeheure Not in den Gefängnissen der Galeerensträflinge kennen gelernt. Um ihre Vergehen zu bestrafen, genügte dem Staat nicht das Gefängnis als solches: das war lediglich ein Ort der Gefangenhaltung in Erwartung des Prozesses. Das Urteil sah zwei weitaus größere Strafen vor: die Todesstrafe oder die Verurteilung auf die Galeeren: zwei unterschiedliche Arten, zu Tode zu kommen. Im ersten Fall war die Strafe öffentlich, schmähsch, sehr theatralisch, aber es ging alles sehr rasch vor

sich. Die Bestrafung zu den Galeeren war ein sehr langsamer Tod – die Hölle. Zu einem späteren Zeitpunkt sagte Vinzenz dazu: „Meine Schwes3tern, welches Glück ist es, diesen armen Galeerensträflingen zu dienen, denn sie befinden sich in den Händen von Menschen, die überhaupt kein Mitleid haben! Ich habe sie gesehen, die armen Menschen, behandelt wie Tiere.“

Er versuchte sich bei Philippe-Emmanuel de Gondi für menschlichere Behandlung einzusetzen. Er sorgte dafür, dass sie einen neuen Aufenthaltsort erhielten. 1619 wurde er zum obersten Seelsorger der Galeeren ernannt, „zum Wohl und zum Vorteil der Galeerensklaven“, mit dem Wunsch, „dass sie aus ihren körperlichen Strafen geistlichen Nutzen ziehen könnten“. Während seines Aufenthaltes bei der Flotte in Bordeaux, die an der mühseligen Belagerung von La Rochelle teilnehmen sollte, kam Vinzenz die Idee, eine Mission für die Galeerensklaven zu organisieren. Er wurde durch Ordensleute anderer Kongregationen unterstützt. Das stellte für viele der Verdammten damals einen Hoffnungsschimmer dar.

Am Ende seiner Mission (1623) fasste Vinzenz der Entschluss, seine Familie zu besuchen. Pouy war nicht sehr weit von Bordeaux entfernt. Er machte eine Pilgerfahrt, und zwar barfuss, von seiner Heimatkirche zum Marienheiligtum von Buglose. Er blieb nicht sehr lange daheim und verließ diesen Ort wieder mit tiefem Kummer in seiner Seele. Er hatte sich die Reformbestimmungen des Konzils von Trient zu eigen gemacht. Wie die anderen Reformer wusste er, dass einer der Hauptgründe für den Verfall am Ende des Mittelalters die in Vergessenheit geratene Forderung war, dass die Güter der Kirche „Erbteil der Armen“ seien. So erklärte er den Seinen, dass er ihnen nichts hätte geben können, selbst wenn er im Besitz von Gold- oder Geldkassen gewesen wäre, weil ein Geistlicher, der etwas besitzt, dieses Vermögen Gott und den Armen schuldet.“ Das war eine hochheilige Wahrheit. Vielleicht verlangte deshalb niemand von seinen Verwandten etwas von ihm. Sein Benehmen ließ keinerlei Zweifel aufkommen und nährte keine Hoffnungen. Als jedoch die Stunde der Abreise näher rückte, wurde er von tiefer Traurigkeit befallen. Er wusste, wie arm sie waren. Einige Jahre später erfuhr er, dass die Seinen sogar an den Bettelstab geraten waren: „Sehen Sie, meine Herren, sehen Sie, meine Brüder, der Zustand, in dem meine armen Eltern sind: am Bettelstab!“ Nach bestem Wissen und Gewissen konnte er dennoch nichts tun, ohne seine Überzeugungen zu verraten. Er vergoss heiße Tränen. Die Gewissensbisse und der Schmerz dauerten sehr lange an: 36 Jahre später, am Vorabend seines Todes, erinnerte er sich noch an den bitteren Geschmack dieser Tränen. Er hätte bei den Seinen bleiben können. Vinzenz war jemand, der etwas galt und viel Unterstützung bekam. Damals hätte er nach bedeutenderen Dingen streben könne, beispielsweise danach, Pfarrer oder Domherr zu werden. Er wollte es jedoch nicht. Er musste von seinem Land entwurzelt werden und wie Abraham zu neuen Gotteshorizonten aufbrechen. Er musste und wollte Missionar werden.

So kehrte er zum Predigen zurück.

Wenn Madame de Gondi während der Zeit in Châtillon fürchtete, ihn zu verlieren, so hatten sich die Dinge nun grundlegend geändert. Die vornehme Dame hatte verstanden, dass sie den Edelmut des Gottesmannes nicht bremsen konnte. Wenn sie ihn bei sich zurückgehalten hätte, wäre sich Vinzenz dort wie eine Geisel vorgekommen. Um ihn daher nicht völlig zu verlieren, unterstützte sie seine Ambitionen, indem sie ihm ihre Zustimmung für das Werk der Missionen gab. Diese mussten sich auf den Ländereien der Gondis entwickeln. So versicherte sie sich des Dienstes ihres unschätzbaren Kaplans.

Die Intervention von Madame de Gondi war auch noch im Hinblick auf einen anderen Aspekt wichtig. Vinzenz kannte die Situation der Landbewohner. Die Bauern waren sehr arm. Die Mehrzahl von ihnen musste um ihr nacktes Überleben kämpfen. Nach der Erfahrung, die er bei dem Besuch seiner Familie gemacht hatte, war ihm bewusst geworden, dass er von jetzt an in absoluter Unentgeltlichkeit leben musste. So sagte er zu seinen Missionaren: „Wir leben vom Erbteil Jesu Christi, vom Schweiß der Armen.“ Bestimmte Gründer missionarischer

Gemeinschaften sowie berühmte Prediger zogen es vor, auf die Freigebigkeit der Menschen zu vertrauen. Vinzenz, der in vielen Dingen realistischer dachte, wollte niemandem zur Last fallen. Madame de Gondi stellte ihm die Mittel zur Verfügung, um seinen Wunsch verwirklichen zu können. Sie vermachte ihm eine große Geldsumme, von deren Einkünften die Unkosten der Missionen bezahlt werden konnten. Die Ernennung zum „Rektor“ des Collège des Bons-Enfants bot ihm etwas Festes und Solides, ein unabhängiges Amt. Für ihn, den Bauern, bedeutete dies den Besitz eines Hauses und den Anfang einer „Familie“.

Es war für ihn nicht schwer, geeignete Personen zu finden, die seinen Enthusiasmus teilten. Vinzenz schaute sich in seiner Umgebung um. Der erste, der auf seine Einladung antwortete, war ein ehemaliger Schüler aus Clichy, Antoine Portail. Er war ihm – selbst nach seinem Weggang aus der Pfarrei – verbunden geblieben. Er hatte an der Sorbonne studiert, war 1622 zum Priester geweiht worden und hatte im tiefsten Herzen eine sehr große Verehrung für seinen Meister. Als Vinzenz das College des Bons-Enfants in Besitz nahm, schloss er sich ihm an, und er teilte mit ihm und einem anderen Priester die Freuden der Mission. „So gingen wir alle drei zum Predigen weg und von Dorf zu Dorf zur Mission. Wenn wir fort gingen, gaben wir den Hausschlüssel bei Nachbarn ab und baten diese, nachts in unserem Haus zu schlafen.“ Nur Vinzenz predigte: „Ich hatte immer nur ein Thema für meine Predigt, das ich auf tausend Arten abwandelte: Die Gottesfurcht.“ Portail war zu schüchtern, und er wagte es nicht, sich irgendwie hervorzutun. Er bewegte sich lange Zeit im Schatten von Vinzenz. Bald kamen Jean de la Salle und Francois de Coudray hinzu. Als sie die Approbation des Erzbischofs von Paris in Händen hielten, machten sie eine Fußwallfahrt zum Montmartre, um die Gnade zu erbitten, nichts besitzen zu wollen und alles für Gott zu tun.

„Nach Art sehr lieber Freunde“

Die ersten Anfänge der Kongregation der Mission waren nicht einfach. Der anfängliche Plan war umfangreich und enthielt die Hauptmerkmale der künftigen Entwicklung: Missionare in der Schule Jesu Christi, Anbeter des Vaters und Evangelisator der Armen. Die Priester, die sich Vinzenz anschließen wollten, mussten sich für das Heil des armen Landvolkes engagieren. Um das zu verwirklichen, forderte Vinzenz das Leben in Gemeinschaft, Gehorsam, Verzicht auf Pfründe oder kirchliche Ämter, unentgeltliches Arbeiten in den Missionen und Beistand für die Galeerensklaven. Es waren ebenfalls Zeiten der inneren Sammlung und Besinnung im Hinblick auf Missionen vorgesehen. Die Gemeinschaft konstituierte sich um Vinzenz, der seine Schüler durch seine Konferenzen, die Erklärung der Regel, die Gebetswiederholungen und Anweisungen für ein besseres missionarisches Leben formte.

Die Vorgaben von Vinzenz waren sehr anspruchsvoll. Er forderte Arbeit und Entsagung, um das Werk Jesu Christi fortzusetzen: „Wir sind von Gott als Instrumente seiner unendlichen und väterlichen Liebe auserwählt, die sich in den Seelen niederlassen und ausbreiten will... Unsere Berufung besteht deshalb darin, nicht einfach in eine Pfarrei zu gehen und niemals nur in ein Bistum, sondern in die ganze Welt, und um was zu tun? Um die Herzen der Menschen zu entflammen, damit sie tun, was der Sohn Gottes getan hat, er, der gekommen ist, um Feuer auf die Erde zu bringen und sie mit seiner Liebe zu entflammen. Was sonst haben wir zu wollen, außer dass es brennen möge und alles verzehrt. Die Anziehungskraft des apostolischen Lebens war stärker als alles andere. Sehr schnell kamen andere Priester und klopfen an die Tür von Bons-Enfants. 1631 gab es dort sieben Priester. Allmählich wurde das Haus zu eng. Größere Schwierigkeiten kamen allerdings aus Rom. Am Anfang war die neue Gemeinschaft lediglich eine „Mission“, bestand aus einer Gruppe von Priestern, die sich im Hinblick auf ein apostolisches Ziel zusammengetan hatten. Eine erste Anerkennung von Rom fand die Gruppe durch die Kongregation „Propaganda fide“, aber ein zweiter Versuch scheiterte. Rom fürchtete, Vinzenz wolle eine religiöse Gemeinschaft gründen, die im Laufe

der Zeit der Versuchung erliegen könnte, das Apostolat in den ländlichen Gebieten aufzugeben. Und doch war das, was Vinzenz forderte, die Garantie dafür, die Mission im Dienste der Armen zu bewahren. Er schrieb an Francois de Coudray: „Sie müssen allen zu verstehen geben, dass das arme Volk sich um die ewige Seligkeit bringt, weil es die notwendigen Dinge über sein Heil nicht weiß und weil es nicht beichtet. Seine Heiligkeit würde, wenn sie diese Not kennen würde, nicht eher Ruhe geben, bis sie ihr Möglichstes getan hätte, um hier Ordnung zu schaffen.“ Dieser apostolische Grundidee fügte Vinzenz fünf grundsätzliche Punkte hinzu, die den Geist definierten, den er seinen Missionaren einschärfte: Der Ort, an dem die Mission stattfindet, ist der Kompetenz der Bischöfe unterstellt; in den Pfarren sind die Missionare den Pfarrern zum Gehorsam verpflichtet; die Missionen sind unentgeltlich; die Missionare selbst stehen unter der Abhängigkeit des Superiors der Gemeinschaft.

Im Juli 1628 unternahm Vinzenz zusammen mit Augustin Potier, dem Bischof von Beauvais, eine Reise. Die beiden Männer dachten über das weitere Schicksal der Kirche nach. Sie wussten: dieses hing zu einem großen Teil vom Klerus ab. Für Vinzenz schien es notwendig alles von Grund auf neu zu beginnen: Anstatt sich also an eine Reform des alten Klerus zu wagen, der an einen Lebensstil gewöhnt war, der dem priesterlichen Ideal wenig entsprach, schien es ihm besser, sich mit den neuen Kandidaten zu beschäftigen. Bischof Potier entschied, die Priesteramtskandidaten für eine gewisse Zeit bei sich aufzunehmen, um sie im Gebet zu formen und sie mit den Anforderungen des Amtes vertraut zu machen. Das war eine sehr einfache Idee, aber nichtsdestoweniger praktisch und wirksam. Auf dieser Basis wurde ein Programm entwickelt. Der 17. September 1628 stellte in Beauvais die Geburtsstunde der Exerzitien für die Weikandidaten dar.

In der heutigen Zeit erscheint dieses Programm wie eine Bagatelle. Aber für die damalige Zeit stellte es einen wichtigen Schritt dar. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte man sich im Hinblick auf die Ausbildung der Priester mit sehr wenig begnügt: mit der Fertigkeit im Lesen und Schreiben, einigen Kenntnissen der Zeremonien und einem allgemeinen Grundwissen. So lernte man lediglich Gesten, aber keinen Lebensstil.

Sehr schnell wurden die Exerzitien für die Weikandidaten von Beauvais auch in Paris eingeführt. Aber die hierfür notwendigen Gebäude erwiesen sich sehr schnell als zu klein. Die Vorsehung schaffte auch hier Abhilfe. Im Norden von Paris war gerade ein großes Priorat in seiner Auflösung begriffen. Der Prior, Adrien le Bon, bot Vinzenz dieses Priorat an. Der Abtretungsvertrag wurde im Januar 1632 unterzeichnet. Wenig später kam von Rom die Bulle *Salvatoris Nostris* (12. Juni 1633), die die rechtlichen Grundlagen der Gemeinschaft festschrieb. Bei den Zielen der Kongregation fanden auch die Ausbildung des Klerus und die Volksmissionen Erwähnung. Vinzenz hatte das Zentrum der Mission in Saint-Lazare eingerichtet. Dort wohnte er, bildete Missionare aus, beschäftigte sich zusammen mit Hilfsorganisationen für die Armen. Dies war der Ort, von wo aus die Mission ihre weitere Ausbreitung nahm, und zwar in Lothringen, Süd-Westen, Vendée, Champagne, Savoyen, Rom, Marseille, Genua, Tunis, Algier, Irland, Schottland, Polen, Madagaskar. Das Herz des heiligen Vinzenz wurde entsprechend der Hilferufe der Armen immer größer und weiter.

In Saint-Lazare existierte eine sehr enge und homogene Gemeinschaft: „Niemals hat man dort mehr Regeltreue gesehen, mehr Einigkeit und mehr Herzlichkeit, als es davon jetzt noch gibt. Es ist wie ein kleines Paradies.“ Der Hauptdienst bestand im Empfang. Alle, die kamen, um sich dort Exerzitien zu unterziehen, waren davon sehr überrascht. Vinzenz war es gelungen, aus diesem alten Lazarett einen Ort der Auferstehung zu machen. So sagte ein Priester der Languedoc, niemals habe er sich so gut gefühlt wie in Saint-Lazare, wo Vinzenz ihn wie einen Freund mit vielen Aufmerksamkeiten empfangen habe. Menschen kamen nach Saint-Lazare, um eine Lebensentscheidung zu treffen und um danach, ermutigt und von Vinzenz geführt, auf den Ruf Gottes antworten zu können. Die Kongregation bestand nur aus Menschen ohne außerordentliche Talente, aus einfachen Menschen also, die in Demut lebten

und deren missionarisches Ideal in Sanftmut und dem apostolischen Eifer bestand, in der Nachfolge Christ, des Evangelisators der Armen.

Überall blühten die Missionen, und Vinzenz konnte nicht auf alle Anfragen antworten. Und dennoch hatte die Mission für ihn die absolute Priorität. So ließ Vinzenz einen Missionar, der große Lust hatte, die Bibel vom Syrischen ins Lateinische zu übersetzen, den dringenden Anruf des „Bischofs (de Mende) hören, der um Hilfe ruft“ und um Missionare bittet, um in den Cevennen zu predigen. Und Vinzenz drängte darauf, selbst bereit, dorthin zu gehen, um für ein Volk zu arbeiten und zu sterben, das „nun umkommt vor Heißhunger nach dem Worte Gottes“.

In den Missionen standen die Missionare der Landbevölkerung vollkommen zur Verfügung. Sie predigten, sie hielten Katechese, sie machten sich zu Verfechtern der Generalbeichte und der Eucharistie, sie gründeten da „Charitégruppen“, wo sich die Pfarrkinder im Dienst des Armen des Ortes engagierten.

Vinzenz, der mit seinen Missionaren eine ausgedehnte Korrespondenz unterhielt, war erstaunt über die fast unglaublichen Ergebnisse. Viele Stunden standen die Menschen Schlange, um zu beichten. Ein Missionar schrieb ihm, dass er in einem Monat der Missionsarbeit nicht einen einzigen Ruhetag gehabt habe. In einer bretonischen Pfarrei gab es mehr als fünftausend Generalbeichten. Die Menschen erlernten durch die Gesänge während der Mission wieder den Katechismus.

In Italien hinterließ die Arbeit der Missionare dauerhafte Spuren. Feinde verziehen einander, ein Mann gab seinem Nachbarn das zurück, was er ihm gestohlen hatte; Menschen begegneten einander wieder dort, wo früher Hass und Rache das Leben bestimmt hatten.

Die Kunde von der Arbeit der Missionare breitete sich immer mehr aus. Und sie akzeptierten es als etwas ganz Selbstverständliches, dorthin zu gehen, wo sehr große Schwierigkeiten herrschten und wo sonst niemand hingehen wollte. So auch, als sie sich für Korsika entschieden, das damals unter der Herrschaft der Republik Genua stand. Die Einwohner waren überall mit „Gewehren, Dolchen und Pistolen bewaffnet, selbst in der Kirche, und sie machten ganz ungezwungen Gebrauch davon. Ein Missionar erzählte Vinzenz, dass der Priester, der die Monstranz trug, an einem Prozessionstag zwei Pistolen in seinen Gürtel gesteckt hatte.

Das Wort der Missionare hatte Erfolg auf der Insel. So gab ein Priester den Menschen ein gutes Beispiel, indem er den Mördern seines Neffen ihre Schuld verzieh.

Dasselbe ereignete sich in Piemont. In Luserna zum Beispiel, wo es innerhalb von zwölf Jahren dreißig Morde gegeben hatte, erhielt die Mission die Nachricht, dass die Führer der rivalisierenden Parteien sich wieder versöhnt hätten.

Vinzenz war über all diese Dinge sehr erfreut. Der Mut seiner Missionare hielt ihn jung. Aber worin lag das Geheimnis im Leben der Missionare? Für Vinzenz stand an erster Stelle die Überzeugung, dass das alles Gottes Werk sei: „Wer ist es, der uns die Missionen, die Weihekandidaten, die Konferenzen, die Exerziten usw. gegeben hat? Bin ich es? Keineswegs. Ist es Herr Portail, den Gott von Anfang an mit mir verbunden hat? Nichts von alledem trifft zu, denn wir dachten gar nicht daran, wir beabsichtigten dies überhaupt nicht. Wer ist also der Urheber von all dem? Es ist Gott selbst, es ist seine väterliche Vorsehung und seine reine Güte.“

Die Gemeinschaft war aus dem Herzen Gottes geboren; die Missionare mussten Christus in ihren Gedanken, ihren Werken und ihrem Wollen ähnlich werden. Die Berufung manifestierte sich vor allem in einer Lebenshaltung, die jene fünf geistigen Kräfte sichtbar werden ließ, welche Vinzenz die „fünf Tugenden“ nannte, gleichsam die Seele der Gemeinschaft, die den Lebensstil regeln und das Bild des Missionars deutlich werden lassen.

Die erste Eigenschaft, die Vinzenz von seinen Missionaren forderte, war die Einfachheit, um so die Herrlichkeit Gottes besonders deutlich hervortreten zu lassen: „alles tun um der Liebe Gottes willen.“

Als nächstes ist die Demut zu nennen. Im Zeitalter der Ehre, wo man sich wegen einer Beleidigung oder eines nicht respektierten Vorzugsrechtes tötete, diente die Demut dazu, eine starke Persönlichkeit aufzubauen, in deren Zentrum Gott stand.

Die dritte Tugend war die Sanftmut. Sie war Vinzenz durch die Notwendigkeit eingegeben worden, bei den Armen zu leben und zu arbeiten. Er wollte nicht, dass seine Missionare zu wissend waren, da ja die Menschen, die sich um die Beichtstühle scharten und um die Kanzeln versammelten, „ungeschliffen, unwissend und engstirnig“ waren. Diese Armen lernten viel mehr durch die Güte als durch das Wort, mehr durch einen liebenswürdigen Ton als durch spitzfindige Überlegungen.

Es folgten sodann die Abtötung und der Eifer für das Evangelium. Für Vinzenz bedeutete Abtötung nicht die Unterjochung des Menschen, kein Verzicht auf das Ansehen in der Welt, sondern ein Beseitigen der Hindernisse, die die wahre Freiheit der Entfaltung aufhalten. Die wahre Freiheit derjenigen, die dem Evangelium nicht mehr widerstehen können und bereit sind, aus Liebe zu sterben, so Blatiron. Nachdem er von Vinzenz nach Genua geschickt worden war, hatte er eine unglaubliche Aktivität entwickelt. Als 1656 die Pest ausbrach, stellte er sich wie seine beiden Mitbrüder dem Erzbischof zur Verfügung, um den Pestkranken beistehen zu können. Vinzenz war vollkommen davon ergriffen. Die Pest von Genua kostete sieben oder acht Missionaren das Leben. Als Vinzenz diese Neuigkeit erfuhr, rief er die Gemeinschaft zusammen und kommentierte den Eifer der Missionare folgendermaßen: „Blatiron, der ein großer Diener Gottes war, ist tot ... Dupont wurde ebenfalls durch die Pest hinweggerafft. Dominique Bocconi ist ebenfalls in einem Lazarett gestorben... Tratebas ist auch tot, Vincent ebenfalls, genauso wie Ennery.“

All dies ereignete sich ebenfalls in Polen, wo die Missionare sich für die Pestkranken von Warschau und Krakau aufopferten.

Vinzenz schickte ebenfalls Missionare nach Irland und in den Norden Englands. Es handelte sich hierbei um ganz einfache Männer. Ihr Eifer für das Evangelium machte aus ihnen unermüdliche Missionare, von Dorf zu Dorf umherschweifend, unaufhörlich getrieben. Dermont Duggan begab sich auf die Inseln. Dort, wo er hinging, blühte die Kirche wieder auf. Francis White durchwanderte die Hochländer. Man hatte ihn verhaftet und machte ihm den Prozess, aber da man nicht beweisen konnte, dass er die Messe zelebriert hatte, wurde er nicht enthauptet.

Thaddee Lee war noch als Seminarist in die Mission geschickt worden. Zusammen mit seinen Mitbrüdern befand er sich in der befestigten Stadt Limerick, die belagert wurde. Er verwandte all seine Kräfte auf das Predigen, immer bereit zu trösten und den Menschen zu Hilfe zu eilen. Achttausend Menschen kamen durch die Pest um. Daraufhin erfolgte die Erstürmung und die Kapitulation. Zwei Mitbrüdern gelang die Flucht. Thaddee wurde festgenommen. Man stellte ihn in Anwesenheit seiner Mutter. Als er Widerstand leisten wollte, schnitt man ihm die Füße und Hände ab, bevor man seinen Kopf zermalmte. So wurde er zu gemahlenem Weizen, bereit, selbst Brot zu sein.

Völlige Hingabe und Gottergebenheit für den Dienst an den Armen

Vinzenz war nicht gewillt, das Apostolat als ein exklusives Erbe der Männer anzusehen. Er wollte eine gemeinsame und starke Front errichten. Aus diesem Grunde engagierte er hierfür die Frauen. Für diese Aktion bediente er sich zweier Mittel.

Das erste war das der „Charitégruppen“. 1617 in Châtillon gegründet, erfreuten sie sich eines nicht vorhersehbaren Wachstums. Die größten Namen der französischen Aristokratie gehörten ihnen an, von Louise-Marie de Gonzague, Königin von Polen, bis zur Mutter des großen Condé, von der Baronin de Renty bis zur Frau Marschall de Schomberg, von der Herzogin

von Aiguillon bis zur Madame Pollalion, von Madame de Villeneuve bis zur Madame de Miramion.

Um die Stellung dieser Personen zu begreifen, ist es lohnend, sich eine winzige Anekdote in Erinnerung zu rufen. Die Herzogin von Nemours, Mutter des großen Condé, des Prinzen von Conti und der Herzogin von Longueville, beklagte sich in der Beichte. Ihr Beichtvater, ein frommer, aber erfahrener Mann, fragte sie nach dem Grund ihrer Klagen. Sie antwortete ihm, dass sie es niemals schaffen würde, ihren drei Feinden zu verzeihen. „Wer sind sie?“, fragte der Beichtvater. „Es sind der König von Frankreich, der König von Preußen und der Herzog von Savoyen.“

Diese Damen bildeten sozusagen den Mitarbeiterstab, mit deren Hilfe Vinzenz seine Aktionen durchführen konnte. Wenn er vorhatte, eine Initiative ins Leben zu rufen, waren sie es, an die er sich wandte. Mit ihnen studierte er das Projekt, er bereitete sich mit ihnen, ermahnte sie und schenkte ihnen dann sein Vertrauen. Niemand musste es je bereuen.

Das zweite Mittel waren die Barmherzigen Schwestern.

Alles begann zufällig, typisch für Vinzenz. 1623: Da ist Louise von Marillac, eine Frau am Ende ihrer Kräfte, ohne jede Motivation. Vor langer Zeit hatte ihr Leidensweg begonnen. Seit ihrer Kindheit hatte sie wie Aschenbrödel gelebt, geduldet, aber keinesfalls geliebt. Als uneheliches Kind 1591 im Hause der Marillac geboren, hatte sie weder Wärme noch Zuneigung kennen gelernt. Sehr früh wurde sie in das Reichskloster der Dominikanerinnen von Poissy geschickt: Ihre Familie wollte sie verstecken.. Schließlich wurde sie zu einer Dame in Kost gegeben. Das bedeutete einen Rückschritt für sie, weil Louise dazu verpflichtet wurde, bei den anfallenden Arbeiten zu helfen.

Weitab von ihrer Familie hatte sie jedoch den Vorteil, innerlich zu wachsen. Ihr geistliches Leben gewann an Tiefe. Sie betete, und sie las sehr viel. Bald nahte die Zeit der großen Entscheidungen. Louise bat um Aufnahme bei den Schwestern der Passion. Aber der Provinzial, Pater Honoré de Champigny, war nicht einverstanden. Ihr fehlte es an der nötigen Gesundheit, teilte man ihr mit. Weil ihre Familie ihr die Tür verschlossen hatte, erschien ihr nun das Haus Gottes ebenfalls verschlossen. Als einzige Rückzugsmöglichkeit blieb ihr nur noch die Heirat. Dies wurde durch ihre Familie vermittelt. Man gab sie Antoine Le Gras zur Frau. Sein Titel eines „Junkers und Staatssekretärs“ sagen wenig aus. Folgenreicher war der Titel „Mademoiselle“ und nicht „Madame“, den Louise erhielt. Das bedeutete, dass sie von niedrigem Rang war, also jemand, der wenig galt. Sie heirateten, und neun Monate später wurde ihr Sohn Michel geboren. Das eheliche Leben war nicht glücklich. Eine vertrauliche Mitteilung Louises zeigt, dass ihr Mann sich mehr um die Interessen von anderen als um die der Seinen sorgte. Er war häufig krank, war durch seine Stellung oft weit entfernt von ihnen. Ihr Sohn war für sie ebenfalls eine Quelle der Enttäuschung. So suchte sie Zuflucht bei Gott und in der Nähe ihrer geistlicher Leiter. Sie fühlte sich in einem dunklen Tunnel, der weder durch das Licht Gottes noch durch das der Menschen erleuchtet wurde. Sie fragte den Bischof von Belley, Monseigneur Le Camus, um Rat. Der weise Mann verbot ihr, auf das Vergangene zurückzukommen, und forderte von ihr, nicht zu beklagen, was sie nicht verwirklichen könne. Er erlaubte ihr bestenfalls, das Gelübde abzulegen, Witwe zu bleiben, wenn ihr Mann eines Tages nicht mehr da sei.

Am Himmelfahrtstag 1623 wurde die Dunkelheit noch dichter. Sie prüfte sich selbst, um herauszufinden, ob sie ihren Mann nicht verlassen müsse. Sie geriet in Panik, weil ihr geistlicher Begleiter nicht anwesend war. Sie fühlte die Verlassenheit Christi am Kreuz. Als alles tot und trostlos schien, kam es plötzlich wie ein strahlendes Licht über sie. All das ereignete sich am Pfingsttag, dem 4. Juni 1623. Louise befand sich in ihrer Pfarrei Saint-Nicolas-des-Champs, in der Straße Saint-Martin. Während sie betete oder der Messe beiwohnte, teilte ihr eine innere Stimme mit, dass sie bei ihrem Mann bleiben müsse; es würde die Zeit kommen, wo sie einer Gemeinschaft angehören würde, die ganz dem Dienst an den Armen geweiht sei. Sie verstand nicht, wie das vor sich gehen sollte, denn sie sah die

Schwestern „gehen und kommen“. Sie hatte auch die sehr deutliche Gewissheit, einen anderen geistlichen Leiter zu finden. Ja, noch mehr, Gott gab ihr die Möglichkeit, ihn zu sehen. Und anstatt sich zu freuen, empfand sie Widerwillen. Es handelte sich um Herrn Vinzenz.

Eine der plausibelsten Gründe solchen Widerwillens ist wohl darin zu sehen, dass sie in einem einfachen Priester nicht eine Person von großer Spiritualität sah, sondern sie dachte nur an zum Himmel erhobene Augen und pedantische Redensarten. Vinzenz war allerdings ein Mensch, der sich die gesenkten Augen durch Demut und Realismus bewahrt hatte. Er liebte es nicht, auf der Welle der spirituellen Literatur mit zu schwimmen. Als er Louise 1624 oder 1625 kennen lernte, erteilte er ihr klare und einfache Auskünfte. Nach dem Tod ihres Mannes am 26. Dezember 1625 wurde er für sie zum Rettungsanker. Ließ sie beispielsweise aus Verdruss von der Kommunion ab, sagte Vinzenz ihr wiederholt, dass man das Glaubensleben nicht verbessern könne, indem man sich von Gott entferne: „Unser Herr befindet sich in fortwährender Gemeinschaft mit denen, die mit seinem Wollen oder Nicht-Wollen vereint sind.“ Er kürzte die zahlreichen geistlichen Formen ihres Gebetslebens ab: „Gott ist Liebe und will, dass man durch Liebe vorwärts kommt.“ Er lehrte sie, die Hasst zu meiden und sich der Vorsehung Gottes anzuvertrauen, der man folgen und nicht vorseilen müsse. Er zeigte ihr den Wert der Demut: Das ist ein Diamant, der mehr wert ist als eine große Sammlung vieler Steine.

1629 trat eine entscheidende Änderung ein. Nicht weil ihr Mann gestorben war, sondern weil ihr Leben eine andere Richtung genommen hatte. Sie hatte Vinzenz wissen lassen, dass sie sich gedrängt fühle, sich den Armen hinzugeben. So fing sie damit an, die „Charitégruppen“ zu besuchen. Dazu musste sie sowohl Paris als auch sich selbst verlassen. Durch den Besuch der Charitégruppen begriff Louise langsam, dass bei dem Dienst der Damen etwas fehlte. Sie waren zwar engagiert, opferten Zeit, Geldspenden und Freundlichkeit. Sie gaben, ja, sie gaben viel und sogar alles. Und doch gaben sie nicht ihre Lebenskraft. Gemäß den Weisungen von Vinzenz bedurfte es aber Personen, die ihre gesamte Zeit dem Dienst an den Armen weihten. Er brauchte sich nicht allzu lange darum zu bemühen. Der Selbsthingabe wohnt ja ein unwiderstehlicher Zauber inne. Es war dieser Zauber, der Marguerite Naseau anzog. Die Armut hatte sie gezwungen, die Kühe zu hüten. Aber sie hatte freie Zeit und so fing sie an, über viele Dinge nachzudenken. Sie wollte jedoch mehr tun. Dann kam ihr die Idee, junge Leute zu unterrichten. Sie lernte allein lesen und schreiben, kaufte sich eine Fibel und lernte jeweils vier Buchstaben auf einmal. Sehr schnell war sie im Stande, andere das zu lehren, was sie selbst gelernt hatte. Sie wandte sich an Vinzenz, und er bestärkte sie in dem Vorhaben zu unterrichten. Sie musste harte Entbehrungen aushalten, aber sie war dennoch voller Enthusiasmus. Als sie später hörte, dass man in Paris die armen Kranken pflegte, war sie sofort zur Stelle. Sie wurde die Seele der Bruderschaft vom heiligsten Erlöser. Andere junge Mädchen folgten ihrem Beispiel. Marguerite starb in Ausübung ihrer Pflicht. Sie hatte ein von der Pest befallenes Mädchen zu sich genommen, zog sich die Krankheit zu, und ihr Leben wurde abgeschnitten wie eine junge Blüte. Aber die Pflanze selbst hielt allen Widerständen stand. Die kleine Schwesterngruppe wurde von Vinzenz aufgenommen und Louise anvertraut. In seiner Konferenz vom 5. Juli 1640 stellte Vinzenz die Grundlinien der Berufung der Gemeinschaft der barmherzigen Schwestern dar. Wie der Sohn Gottes, den sich die Schwestern zum Beispiel nehmen müssen, ist die Gemeinschaft aufgerufen, „für die Nächsten zu arbeiten, indem sie Kranke besucht und sie heilt, indem sie die Unwissenden zu ihrem Heil führt.“ Wenige Tage später, am 19. Juli 1640, versammelte er die Schwestern erneut und stellte ihnen als Thema der Konferenz die Liebe zu ihrer Berufung und die Hilfe für die Armen vor. Er verglich die Berufung ihrer Gemeinschaft mit der der Kapuziner, der Kartäuser und der Jesuiten. Die Ersteren sind entstanden, um Gott durch die Buße zu loben, die Zweiten durch das Schweigen und das Gotteslob, die Gesellschaft Jesu durch das apostolische Leben. Die *Schwester mit der ärmlichen Kopfbedeckung* haben das Ziel, den armen Kranken

körperlich und geistlich zu dienen. Viel später, am 13. Februar 1646, erinnerte er die Schwestern daran, dass Gott sie von Ewigkeit her für den Dienst an den Armen gewollt habe. Und er fügte hinzu: „Man hat viele religiöse Orden gesehen, es wurden viele Hospitäler zur Hilfe für die Armen gegründet; viele Ordensleute haben sich aufgeopfert, um ihnen zu dienen; aber bis jetzt gab es das nicht, dass man die Kranken in ihren Wohnungen versorgt hätten. Wenn in einer armen Familie jemand krank wurde, musste der Mann von seiner Frau getrennt werden, die Frau von ihren Kindern, der Vater von seiner Familie. Bis jetzt, mein Gott, hast du nichts veranlasst, um ihnen Hilfe zu leisten, und es scheint, dass deine anbetungswürdige Vorsehung, die niemandem fehlt, ihnen kaum Beachtung schenkte.“

Es ging nicht um irgendeine beliebige Form der Hilfe. Die Seele des Besuchs ist die Liebe, eine Liebe, die dazu berufen ist, die Güte Gottes für die armen Kranken kundzutun, sie als „Meister und Herren“ zu betrachten.

In den allgemeinen Regeln zeigte Vinzenz den Zweck der Barmherzigen Schwestern, zentriert darauf, „Jesus Christus zu ehren, ihm körperliche und geistlich in der Person der Armen zu dienen, seien es Kranke, Kinder, Gefangene oder andere, die aus Scham ihre Nöte nicht zu zeigen wagten.“ Die Umgebung, der Ort dieses Dienstes ist nicht das Kloster oder das Ordensleben, sondern die Welt. Ihr Platz ist nahe bei den Nöten der Menschen und nicht hinter dem Schutz der Klausur. „Sie werden sich bewusst sein, dass sie nicht in einem religiösen Orden sind, da dieser Stand der Ausübung ihrer Berufung nicht angemessen ist, und da sie viel mehr Dingen ausgesetzt sind als die Ordensleute, weil sie gewöhnlich als Kloster nur die Häuser der Kranken haben, als Zelle nur ein gemietetes Zimmer, als Kapelle die Pfarrkirche, als Kreuzgang die Straßen der Stadt oder die Säle der Hospitäler, als Klausur den Gehorsam, als Chorgitter die Gottesfurcht und als Schleier die heilige Bescheidenheit, sind sie verpflichtet, aufgrund dieser Betrachtung ein ebenso tugendhaftes Leben zu führen, als ob sie Professoren in einem geistlichen Orden wären und sich an allen Orten, an denen sie sich in der Welt befinden, mit ebenso viel Andacht, Reinheit des Herzens und Lossagung von der Welt und Erbauung verhalten, wie wirkliche Ordensleute in der ihrem Kloster eigenen Zurückgezogenheit.“

Das ist ein sehr mutiger Text. Um die Unberührtheit des gottgeweihten Lebens und des Gebetslebens zu schützen, hatte die kanonische Gesetzgebung diese Barrieren um die Klöster aufgebaut, indem allen Ordensleuten die Klausur vorgeschrieben wurde. Eine gottgeweihte Gemeinschaft des Dienens war undenkbar. Viele angesehene Leute bestätigten, dass es so etwas noch nie gegeben habe. Der Dienst stand an allererster Stelle, und zwar so sehr, dass man sogar die Hilfe für die Armen den Frömmigkeitsübungen vorzuziehen hatte, denn das hieß jetzt „Gott um Gottes willen verlassen.“ Aber es handelt sich nicht nur um das „Tun“ als solches. Wenn der Dienst die Beweglichkeit verlangte, „das Gehen und das Kommen“, das Louise zehn Jahre zuvor bereits vorausgeahnt hatte, dann brauchte man lebendige Personen. Es war auch notwendig, auf die Forderung der Leiter des Hôtel-Dieu zu antworten, die nicht damit einverstanden waren, dass die Schwestern ihres Krankenhauses sich damit zufrieden gaben, die Augen und die Hände zum Himmel zu erheben. Sie kannten Vinzenz nicht. Er wollte starke Persönlichkeiten, fähig zur Kontemplation und zum Dienen, zum Trösten und zum Helfen, im Stande, die Ärmel hochzukrempeln, aber gleichzeitig im ständigen Gespräch mit Gott zu bleiben.

Vinzenz wollte durch die Vollkommenheit des Dienstes die Keuschheit schützen. Da das Eindringen der Welt in die Augen nicht verhindert werden kann, wollte er sie bereits im Herzen ausrotten. Deswegen forderte er die Wachsamkeit der Sinne, eine enge Verbindung mit der Oberin, die sie jeweils von der Notwendigkeit unterrichteten, in ein Haus zu gehen, um einen Kranken zu besuchen, allerdings nur in Begleitung. Außerdem waren Orte zu meiden, wo Kranke in schlechtem Ruf standen oder die durch Unsittlichkeit in Verruf gebracht worden waren.

Um die Verteidigung der Berufung sicherzustellen, hatte Vinzenz die Gelübde vorgesehen, die privat waren und jährlich abgelegt wurden.

Bis zum 18. Jahrhundert hatte der Heilige Stuhl keine Ordensgelübde ohne die Klausur anerkannt. Vinzenz musste sich deshalb etwas Besonderes ausdenken und es geschickt anstellen, die Hindernisse zu umgehen und die Schwestern für den Dienst an den Armen zu erhalten. Er bestand häufig darauf, dass die Barmherzigen Schwestern mehr Tugend haben müssten als die anderen Schwestern: „Außerdem sage ich Ihnen: wenn die Schwestern des Hôtel-Dieu Tugend brauchen, weil sie den Kranken dienen, so dienen Sie ihnen nicht nur wie diese, sondern noch viel mehr, denn sie machen es, wie unser Herr es gemacht hat, wenn er sie besuchte, nicht nur in eurem Haus wie die Ordensschwestern, sondern sie sind verpflichtet, die Kranken zu Hause aufzusuchen, und darin übertreffen sie diese, weil sie sich nicht damit begnügen, denen beizustehen, die ihnen gebracht werden, sie diese es machen, sondern sie gehen in deren eigenes Haus, um ihnen zu dienen, sie bringen ihnen dorthin zu essen und erweisen ihnen noch viele andere Dienste.“ Indem er die Schwestern mit den Ursulinen verglich, fügte er hinzu, dass diese die Mädchen aus gutem Hause in ihren Klöstern unterrichteten, wohingegen die Barmherzigen Schwestern aufgerufen seien, nicht nur die Kinder zu belehren, sondern alle Armen, denen sie begegnen und helfen. Aus diesem Grund sind die Gelübde durch den Dienst geprägt: Wegen dieses Dienstes an den Armen legen die Schwestern die Gelübde ab.

Zu diesem Zweck waren die einzelnen Kapitel der Regeln wirklich darauf ausgerichtet, die Schwestern in der ständigen Beziehung zu den Armen zu erhalten. Gehorsam schuldete man außer den Oberen noch den Pfarrern in den Pfarreien, in denen sie Dienste verrichteten, den Leitern der Hospitäler und den Ärzten. Die wichtigste Verpflichtung bestand aber im Dienst an Jesus Christus in der Person der Kranken: Sie mussten ihnen das Essen bringen, körperlich und geistlich für sie sorgen, ohne sich durch andere vertreten oder ersetzen zu lassen.

Das geistliche Leben erfüllte den Gebetstag. Der Stundenplan war sehr genau. Sie standen um vier Uhr auf, beteten und aßen eine Scheibe Brot. Ihr aufreibender Tagesablauf endete um 20.15 mit der Betruhe.

Am Anfang waren kleine Gemeinschaften vorgesehen, um eine überschaubare Anwesenheit in den einzelnen Bereichen zu gewährleisten. So war in jedem Dorf außer der Oberin die Anwesenheit einer Schwester für die Schule des Dorfes vorgesehen. Sie hatte den Auftrag, nur die armen kleinen Mädchen, nicht aber die Jungen, zu unterrichten. Eine andere Schwester war für die Kranken in den Wohnungen und im örtlichen Krankenhaus zuständig. In den speziellen Regeln für die Schwestern in den Pfarreien bestand man auf der Notwendigkeit, über die Bedeutung ihrer Berufung nachzudenken, das heißt, über die körperliche und geistliche Hilfe. In Bezug auf das Glaubensleben mussten die Schwestern sie lehren, Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe, der Reue, der Ergebung in den Willen Gottes zu verrichten. Man hatte ihnen geraten, eine gute Generalbeichte abzulegen, worin für Vinzenz der Mittelpunkt der Mission lag. Damit diese einzelnen geistlichen Übungen den Dienst nicht gefährdeten, mussten die Schwestern dafür Sorge tragen, jedem auf die gleiche Art und Weise zu helfen. Sie mussten sich Vorwürfe machen, wenn sie es den Kranken selbst am kleinsten Dienst fehlen ließen, alles allein im Hinblick auf Gott betrachtet. Gegenüber Lob sollten sie gleichgültig sein, ebenso gegenüber Beschuldigungen.

Damit ihr Dienst vollkommen unentgeltlich erschien, war es den Schwestern untersagt, auch nur das kleinste Geschenk anzunehmen, sie mussten im Gegenteil davon überzeugt sein, dass sie Schuldner der Armen waren. Darum musste der Dienst an den Kranken jeder anderen Übung vorgezogen werden, auch der geistlichen. Sie durften auch keine Rast einlegen, um in den Privathäusern zu essen und zu trinken. Es war ihnen ebenfalls untersagt, in den Häusern der Kranken Nachtwache zu halten. Der Stundenplan der Schwestern wies einige Unterschiede zum normalen Tagesablauf auf. Nach der Betrachtung mussten sie den Kranken die Medikamente geben und zur Messe gehen. Danach begaben sie sich zu der Dame, die das

Mittagessen vorzubereiten hatte, um dort die Essensrationen abzuholen. Zwischen 9.00 und 11.00 wurde das Essen verteilt. Nach dem Mittagessen mussten sie die Anordnungen des Arztes lesen und die Medikamente vorbereiten, um sie den Kranken zu bringen und der jeweiligen Dame, die das Essen vorbereitet hatte, die Kochgegenstände zurückbringen. Im Winter schlossen die Schwestern schließlich gegen 18 Uhr ihre Tür ab, im Sommer um 20 Uhr.

Dieselben klaren Gedanken zum Dienst am jeweiligen Wohnort der Kranken findet man bei Louise von Marillac. In einem Brief an Schwester Turgis von 1647 stellte sie ihr die Frage, ob die Schwestern Kranke zu besuchen hätten und diese erwähnte, dass die Schwestern auf dem Land oft mehrere pflegten, die über eine Wegstunde entfernt wohnten. Es war eine Ehre, für diesen Weg „Holzschuhe zu haben“, ein Mittel zur Fortbewegung, aber auch die Gelegenheit, ihre Heiligkeit unter Beweis zu stellen. Mit gesundem Realismus machte Louise darauf aufmerksam, wie sehr ihr Dienst für ihr geistliches Leben von Nutzen sei: „Erinnern Sie sich an die inneren Schmerzen, die Sie hatten, als Sie sich an Orten aufhielten, wo sie wenig Arbeit hatten.“ Der Rahmen für das Leben der Schwestern in den Dörfern zeichnete sich sehr klar in Louises Gedanken ab: Eine Schwester für die Schule und eine andere für den Besuch der Kranken. So auch in Chars, wo sich Schwester Marie mit dem Unterricht beschäftigte und Schwester Clémence mit dem Besuch der Kranken in den Krankenhäusern oder zu Hause, ohne dass dies der anderen untersagt worden wäre. Was den Dienst in den Krankenhäusern betrifft, müssen sie uns daran erinnern, dass das erste von Vinzenz übernommene Krankenhaus das von Angers war. Die Probleme, die in den Krankenhäusern auftraten, waren sehr groß. Die Leiter spielten eine entscheidende Rolle, die der Auslöser für Konflikte mit der zentralen Führung der Gemeinschaft sein konnte. Der Einfluss der Damen der Charité, mit denen die Schwestern anfangs organisch verbunden waren, wurde sozusagen unbedeutend. Deswegen sahen sich die Gründer gezwungen, genaue Vertragsklauseln zu fordern, wie zum Beispiel im Hospital von Angers und in den Stiftungen von Saint-Denis (1645), Nantes (1646), Montreuil-sur-Mer (1647). Bis 1668 war die Gemeinschaft der Schwestern jedenfalls zögerlich in der Annahme der Hospitäler. Aber von diesem Zeitpunkt an wurden die Krankenhäuser zum charakteristischen und normalen Dienst der Barmherzigen Schwestern. Kurz vor Ausbruch der französischen Revolution leiteten die Schwestern etwa 175 Krankenhäuser in Frankreich. Noch im Jahre 1658 schrieb Louise von Marillac an Ducourneau: „Es ist notwendig, den Mädchen von Saint-Fargeau, die um die Aufnahme in die Gemeinschaft der Barmherzigen Schwestern bitten, vor Augen zu führen, dass es weder ein Orden noch ein Krankenhaus ist, aus dem man nicht fort zugehen braucht, sondern wir müssen ständig bereit sein, die Armen an verschiedenen Orten aufzusuchen, und zwar bei jedem Wetter, zu festgelegten Zeiten.“

Die Schwestern müssen den Armen selber dienen. Die Schwester, die mit der Aufnahme der Kranken beauftragt war, musste sich als ihre Dienerin betrachten, sie waren „Herren und Meister“. In diesem Geiste wird sie ihnen die Füße mit warmem Wasser waschen, wird sie von Ungeziefer befreien und wenn nötig ihnen die Haare schneiden, ihnen das Hemd wechseln und ihnen Schlafmützen oder weiße Hauben geben, dann wird sie sie ins Bett legen, nachdem sie die zum Gebrauch bestimmte Betttücher angewärmt hat, ihnen Suppe geben und ein Glas zum Trinken. Wie Gott die Menschen durch die Menschen rettete, so schien es Vinzenz notwendig, die Armen durch die Armen zu retten. So wie Gott den Menschen durch die Liebe rettet, erkennt Vinzenz die Notwendigkeit, die Liebe an die erste Stelle zu setzen. Wie Gott in Jesus Christus durch ein Frau Mensch geworden war, so schien es für Vinzenz unerlässlich, dass den Armen das Heil durch die Frau gebracht werde. Nicht irgendeine Frau, sondern eine Frau, die das Antlitz Mariens vervielfachen konnte, so wie ein Diamant aus tausend Facetten besteht. Damit war die Tochter der christlichen Nächstenliebe geboren, Tochter Gottes, wie Maria.

Neue Anrufe für den Gascogner

1633 nahm Vinzenz Leben eine neue Wendung – es war bereits die dritte. Vinzenz war jetzt älter als 52 Jahre. Die Zeit der Ambitionen lag in weiter Ferne, die Phase der Gründungen war vorbei. Jetzt sah er sich mit neuen, wichtigen Verantwortungen betraut. Er suchte sie nicht, er hatte es auch gar nicht nötig, sie zu suchen, die Gesellschaft räumte ihm vielmehr eine charismatische Rolle ein. Die anderen hatten ihn nötig. Und er war bereit, denn er hatte sich befreit. Er war frei zum Dienst.

Zu allererst wollte er den Dienst der Kirche sicherstellen. Vinzenz arbeitete an der klösterlichen Reform mit. Diese war dringend erforderlich, da bestimmte Klöster Leuchtkraft und Glaubwürdigkeit verloren hatten. Viele, ja, zu viele Ordensleute beteten, ohne wirklich daran zu glauben, und sie nahmen die Regel nur mit Widerwillen an. Einem Ordensmann, der die Gemeinschaft wechseln und in eine andere eintreten wollte, in der die Regel sehr abgemildert war, sagte Vinzenz: „Das ist kein Orden, das ist ein Un-Orden ... Die Ordensleute sind freizügig und mürrisch.“ Eine Äbtissin war infolge ihres skandalösen Verhaltens in ein Kloster gesperrt worden. Sie wandte sich an Adrien Le Bon, damit er Vinzenz darum bitten sollte, nachsichtig zu sein. Le Bon, der Vinzenz Saint-Lazare anvertraut hatte, dachte, er hätte gewisse Rechte. Vinzenz war jedoch unnachgiebig. Er war sogar bereit, Saint-Lazare zurückzugeben.

Er unterstützte verschiedene Reformversuche seiner Zeit, wie zum Beispiel bei den Mauristen und bei den Regularkanonikern, Reformen, die durch seinen Freund Alain de Solminhac in Grandmont und bei den Dominikanern durchgeführt worden waren.

Zusätzlich zu den Bemühungen um die Exerzitien und die Seminare führte er zur Verbesserung des Lebens des Klerus die „Dienstagskonferenzen“ ein. Diese Bezeichnung bezog sich auf die seit 1633 in Paris stattfindenden Begegnungen von Klerikern. Unter Vinzenz Leitung beteten sie und sprachen dann miteinander über ihre Gedanken und Auffassungen bezüglich ihrer Art und Weise, Priester zu sein. Durch diesen Austausch ermutigten sie einander. Wenn sie von diesen Begegnungen weggingen, waren sie alle begeistert und voll neuen Mutes. Es gab jedoch eine Ausnahme, den zukünftigen Kardinal de Retz, letzter Sohn der Gondis, den Vinzenz noch als Kind kennen gelernt hatte. Seine Familie wollte, dass er Priester werden sollte, um den Bischofsstuhl von Paris einzunehmen, den die Gondis vom Onkel zum Neffenvererbten. Man legte Vinzenz ans Herz, dass er ihm vorschlage, die Konferenzen regelmäßig zu besuchen. Er kam allerdings selten dorthin. In seinen Memoiren berichtet er, was ihm Vinzenz bereits selbst gesagt hatte: Er hatte keine große Frömmigkeit, aber er war dem Reich Gottes nicht fern.

Retz stellte eine Ausnahme dar. An den Konferenzen nahmen mehrere zukünftige Bischöfe teil. Vinzenz verstand es gut, sich vor jedem Ehrgeiz zu hüten. Um die Worte unter Beweis zu stellen, forderte er die Teilnehmer der Konferenzen auf, sich zu engagieren. Es wurden Missionen für die Blinden, die Geisteskranken, die Prostituierten, die Galeerensträflinge von Tournelle und die Bettler abgehalten. Die Mission von 1638 am Hof Ludwig XIII. erlangte bleibende Berühmtheit: Der König stellte sein Königreich unter den Schutz der Jungfrau Maria.

Mit dem Tod Ludwigs XIII. am 14. Mai 1643 ging die Macht in die Hände der Königin Anna von Österreich, der Regentin, über. Sie wollte sich, außer mit kompetenten Ministern, auch mit einem Rat kundiger Personen umgeben, um die religiösen Probleme des Landes zu lösen. Sie berief Vinzenz in diesen Gewissensrat. Es handelte sich nicht um ein Organ mit einem gut definierten Status, sondern es wurde lediglich dann einberufen, wenn die Königin oder der Premierminister Mazarin es für nötig erachteten.

Für Vinzenz war dies eine wichtige Anerkennung. Er war in die Welt der einflussreichen Leute eingetreten, die er „die Großen“ nannte. Aber dies stieg ihm keinesfalls zu Kopf. Nein,

er wurde sogar noch demütiger. Solange er konnte, weigerte er sich, eine Kutsche zu benutzen. Als er aber zu müde geworden war, wurde er im Gehorsam dazu verpflichtet. Eines Tages sprach eine Dame bei ihm vor, um ihn um einen Gefallen zu bitten. Um seine Gunst zu gewinnen, erklärte sie ihm, sie sei eine Magd „seiner ehrenwerten Mutter“ gewesen. Vinzenz Reaktion darauf ist nicht bekannt, aber seine Antwort sehr wohl: „Meine gute Frau, Sie verwechseln mich; meine Mutter hatte niemals eine Dienerin, sie hat sich selbst gedient, sie war die Frau und ich der Sohn eines Bauern.“ Man kann also verstehen, dass er, als man ihn mit Unterwürfigkeit „Monseigneur“ nannte, sich darauf beschränkte zu antworten: „Ich bin nur ein Schweinehirt“.

Eines der Themen der Versammlungen des Gewissensrates bestand in der Ernennung der Bischöfe. Nach dem Konkordat von 1516 stand es dem König zu, diejenigen zu bestellen, die den Auftrag erhielten, die Diözesen zu leiten. Der Heilige Stuhl hatte sich vorbehalten, die Wahl zu billigen oder abzulehnen. Es ist leicht zu verstehen, dass die Empfehlungsschreiben immer zahlreicher eingingen, sobald man wusste, dass Vinzenz unter denen war, die Entscheidungsvollmacht hatten. Die Legende erzählt die Begebenheit einer Gräfin, die, verärgert über die ausbleibende Ernennung ihres Sohnes, ihm einen Hocker an den Kopf war. Die Wirklichkeit ist voll solcher Episoden.

Nach dem Tod des Bischofs von Bayeux im Jahre 1646 drängte sich der Präsident des Parlamentes in den Vordergrund, um seinen Sohn Eduard als Kandidat vorzuschlagen. Die Königin und Mazarin akzeptierten, wie man es erwartet hatte. Vinzenz wusste, dass der junge Molé der Aufgabe dieses Amtes nicht gewachsen war. Deswegen wandte er sich an den Präsidenten des Parlamentes und bat ihn inständig, die Kandidatur seines Sohnes zurückzuziehen. Das war eine unerhörte Bitte. Andere hätten sich empört und Vinzenz davongejagt wie einen Verleumder. Molé hörte jedoch geduldig zu. Er sah Vinzenz im Recht aber konnte selbst nichts ausrichten. Er konnte nur hoffen, dass der Sohn mit Hilfe eines guten Mitarbeiters nicht allzu große Fehler machen würde. Nach fünf Jahren wurde die ganze Angelegenheit durch den Tod Eduard Molés gelöst.

Bei einem anderen Anlass erhielt Vinzenz ein merkwürdiges Gesuch. Ein Ordensmann, ein berühmter Prediger, unterbreitete seine Kandidatur zum Bischofsamt. Er behauptete, dass die Beachtung seiner Ordensregeln ihn niedergedrückt und ihn daran gehindert habe, für das Heil der Seelen zu arbeiten. Vinzenz antwortete, ohne den gelehrten Ordensmann zu kränken, aber mit einem gewissen Humor, der in dieser Dosierung ein Zeichen von Liebe war: „Ich bezweifle durchaus nicht, dass euer Ehrwürden in der Prälatur Wunder täten, wenn sie von Gott dazu berufen wären. Da Gott aber durch den Ihrem Wirken und Ihrer Lebensführung verliehenen Erfolg gezeigt hat, dass Sie an dem von ihm gewollten Platz sind, so scheint es nicht, dass er Sie dessen entheben wolle. Aber wenn seine Vorsehung Sie zum Bischofsamt beriefe, würde sie sich nicht an Sie wenden, um Sie zu veranlassen, nach ihm zu streben. Sie würde vielmehr denen, in deren Händen die Macht liegt, zu den kirchlichen Ämtern und Würden zu ernennen, eingeben, Sie für dieses Amte auszuwählen, ohne dass Sie entsprechende Schritte unternehmen, und dann wäre Ihre Berufung rein und sichergestellt. Aber wenn Sie sich selbst in den Vordergrund schieben, so scheint es, dass man dem etwas entgegenhalten könne ... Und dann, mein ehrwürdiger Pater, welchen Schaden würden Sie Ihrem heilig Orden zufügen, wenn Sie ihn einer seiner Grundsäulen berauben, die ihn stützen und ihn durch seine Lehre und seine Beispiele glaubwürdig machen! Wenn Sie diese Tür öffnen, werden Sie anderen Anlass geben, nach Ihnen auszutreten ... Wenn Sie auf mich hören, werden Sie eine Zeit lang die Predigtarbeiten einstellen, um Ihre Gesundheit wiederherzustellen. Sie müssen noch viel Dienst für Gott und Ihren Orden tun, der einer der heiligsten und erbaulichsten in der Kirche Jesu Christi ist.“

So wurde Vinzenz, ohne es beabsichtigt zu haben, in den Strudel der Politik hineingezogen. Das war für ihn jedoch kein Grund, dünkelfhaft zu werden. Er wurde mächtig, er wurde zur Stimme der Stimmlosen.

Im letzten Drittel seines Lebens überschneidet sich seine Geschichte mit der Kriegsgeschichte Frankreichs. Nach einer Periode des Friedens, zumindest mit den benachbarten Ländern, begannen die Kanonen zu donnern und Trommellärm ertönte.

Natürlich hatte es im Innern bereits Kriegsszenen gegeben. Kämpfe innerhalb der königlichen Familie, Volksaufstände, Aufstände der Großen, Krieg gegen die Hugenotten. Aber in den dreißiger Jahren hatte die Politik den Krieg hervorgebracht und zum Krieg geführt. Für den König und Richelieu war das eine bewusste und unvermeidliche Entscheidung.

Alles begann mit der Invasion Lothringen im Jahre 1632, anschließend loderten die Feuer des Krieges im Norden und Osten Frankreichs. Ganze Provinzen wurden verwüstet, Städte und ganze Landschaften in Brand gesteckt, Ernten verwüstet oder geplündert. Auf diesem Hintergrund voller Bedrohungen tobten die Ungeheuer des Hungers und der Pest. Es gab Fälle von Kannibalismus und Aasfresserei. Für viele stellte der Tod eine Erlösung und Befreiung dar.

Angesichts dieses Krieges handelte Vinzenz nicht wie der Priester im Gleichnis, der den Mann auf der Erde liegen und verwundet am Straßenrand sah „und vorüberging“, Vinzenz „wurde zum Nächsten“.

Als 1636 die Nachricht eintraf, die Spanier ständen vor Corbie, sagte Vinzenz zu den Seinen: „Jetzt ist die Zeit der Strafe, da Gott sein Volk heimsucht.“ Und aus Solidarität mit den Kleinen forderte Vinzenz von den Seinen harte Entbehrungen. Das gute Brot verschwand für drei oder vier Jahre vom Tisch. Dies genügte jedoch nicht. Die Nachrichten, die aus den Kriegsgebieten eintrafen, sprachen von Tod und Verwüstung. Er nahm all seinen Mut zusammen, und zwischen 1639 und 1642 (es ist äußerst schwierig, das genaue Datum anzugeben) wandte er sich an Richelieu: „Eure Exzellenz, geben Sie uns den Frieden, haben Sie Erbarmen mit uns, geben Sie Frankreich den Frieden.“ Das waren Worte, die aus seinem Herzen kamen. Der Kardinal entschuldigte sich damit, nichts machen zu können. Bei dieser Antwort blieb es. Vinzenz gab sich mit diesen Worten jedoch nicht zufrieden. Im Hinterland von Paris wussten sich alle in Sicherheit. In den Provinzen war dies jedoch völlig anders. Angesichts dieser neuen Situation fühlte er sich zu einer persönlichen Anfrage gedrängt. Jeder Mensch war sein Bruder.

Seine Reaktion wurde durch die Solidarität und die Liebe bestimmt. Er wandte sich an all jene, die ihm helfen konnten. Die Königin gab ihm die Wandbehänge (Gobelins) und das Bett, die für das Begräbnis Ludwigs XIII. gedient hatten. Die Herzogin von Aiguillon tat nach dem Tod ihres Onkels, des Kardinals Richelieu, dasselbe. Andere gaben weniger, aber ihre Hilfen waren im Verhältnis zu ihren Mitteln weitaus großzügiger. Schließlich schickte Vinzenz seine Missionare in die Kriegsgebiete. Er ordnete sie fächerförmig an, je nachdem wo die Not am größten war. Er schickte ihnen reichlich Hilfsmittel, die er erhalten hatte, damit sie diese direkt und unmittelbar an die Menschen verteilen konnten. Ein Missionar starb am 19. Januar 1640 in Bar-le-Duc an Erschöpfung. Vinzenz gab dazu folgenden Kommentar: „Er ist gestorben wie ich selbst es wünsche und wie ich es für mich von Gott erbitte.“ Als er hörte, dass 600 bis 700 Arme seinen Sarg begleitet hatten, war er davon gerührt. Er schickte sofort einen Mitbruder los, um ihn zu ersetzen. Dieser wurde ebenfalls krank. Als er wieder bei Kräften war, schrieb er an Vinzenz: „Seit kurzem habe ich 260 Arme eingekleidet. Aber wollen Sie nicht wissen, mein Herr, wie viele ich geistlich durch die Generalbeichte und durch die heilige Kommunion „eingekleidet“ habe? In nur einem Monat habe ich mehr als 800 gezählt.“

Tragisch war die Situation in Metz. Jeden Morgen sammelte man in den Straßen von den Wölfen zerfleischte Leichen auf. Der Bischof Henri de Bourbon, unehelicher Sohn Heinrichs IV., hatte die Tonsur nur erhalten, um in den Genuss der großen Benefizien seiner Kirche zu gelangen. Die Armen, die vor Hunger starben, interessierten ihn nicht. Er dachte nicht an sie. Dieselbe Situation ergab sich in Verdun, wo der Bischof Francois de Lorraine eine Baronin heiratete. Es war Vinzenz, der an die Armen dachte.

Der Krieg breitete sich aus, er hatte nun auch auf andere Regionen übergegriffen. Vinzenz entsandte Missionare und Brüder, um Charitégruppen zu gründen und die Menschen zur Selbsthilfe anzuleiten. Er schickte Korn, Kleider, Saatgut und Pflüge. Die Hilfe sollte den Menschen die Würde geben, sich selbst aus der Not herauszuziehen: „Wir geben es euch, um einem Armen zu helfen, ein Stückchen Erde zu besäen. Ich meine damit die Ärmsten, die es ohne diese Hilfe nicht tun könnten.“ Die Magistratsbeamten von Lunéville dankten ihm 1642 mit den Worten: „Es schien, dass der Himmel nur noch Härte für uns übrig hatte, als einer von Ihren Söhnen im Herrn hier ankam, beladen mit Almosen, und das Übermaß unserer Übel sehr gelindert und unsere Hoffnung auf die Barmherzigkeit des guten Gottes wiedererweckt hat.“ Aber das allein genügte nicht. Vinzenz sagte den Seinen; „Es ist notwendig, dass wir in dieser miserablen Zeit Anleihen machen, um uns zu ernähren und um den Armen zu helfen.“ Am Ende des 30-jährigen Krieges hatte Lothringen für ihn keine Dringlichkeit mehr. Der Bürgerkrieg der Fronde begann. Franzose gegen Franzose, der König gegen sein Volk: eine unklare Situation, wo die Eifersucht, der Hass gegen Mazarin, die Verteidigung des Eigeninteresses feien Spielraum hatten.

Vinzenz hatte Freunde in beiden Lagern, im belagerten Paris und in der Armee der Königin. Er versuchte eine mutige Vermittlung zwischen diesen beiden. In einer eiskalten Nacht, am 14. Januar 1649, verließ Vinzenz, begleitet von einem Bruder, zu Pferd die Stadt Paris. Die beiden heimlichen Gestalten wurden von den Bürgern von Clichy, die Wache hielten, festgehalten. Man erkannte ihn, und er konnte weiterziehen. In Neuilly stand die Seine sehr hoch. Sie hatte die Brücke der Tuileries weggeschwemmt und viel Land überflutet. Das Wasser war vielerorts über die Ufer getreten. Die beiden Reiter wagten sich trotz allem weiter vor. Im Laufe des Vormittags kamen sie in Sain-Germain-en-Laye an. Vinzenz bat darum, von der Königin empfangen zu werden. Er teilte ihr das Elend von Paris mit und schlug ihr vor, Mazarin zu entlassen. Vinzenz war kein Mann, der im Geheimen agierte und jemanden in den Rücken fiel. Er ging selbst zum Kardinal: „Treten Sie zurück ... Stürzen Sie sich ins Meer, damit der Sturm sich legt.“ Das war die Empfehlung des Jona. Aber Mazarin war nicht Jona. Er blieb auch weiterhin auf seinem Posten. Ein so gerissener Diplomat nahm einen solchen Vorschlag natürlich nicht an. Er regte sich nicht einmal darüber auf und tat Vinzenz auch nichts Böses an, aber er schloss ihn vom Gewissensrat aus. So war es vollkommen unsinnig, weiter am Hof zu verweilen. Er setzte also seinen Weg trotz des Unwetters fort. Während er an einer flachen Stelle einen Fluss durchquerte, brach das Pferd unter ihm zusammen. Er drohte stecken zu bleiben, wurde jedoch gerettet und in einer Herberge aufgenommen. Nachdem er dort zu Kräften gekommen war, begann er mit dem Unterricht im Katechismus.

Er setzte seine Reise in den Westen Frankreichs fort, allerdings von vielfältigen Zwischenfällen unterbrochen. Eine Weile war er krank. Schließlich kehrte er in einer Kutsche, die ihm die Herzogin von Aiguillon geschenkt hatte, nach Paris zurück. Um seine Bedenken zu überwinden, befahl ihm der Erzbischof von Paris, sie zu behalten und sich ihrer zu bedienen.

Neue Anforderungen drängten. Die Ile de France ihrerseits verlangten nach Hilfe. Schließlich kamen die Picardie und die Champagne dazu. Saint-Lazare wurde immer mehr zu einem Zentrum der Hilfe. Man verpflegte 10000 Arme in Saint-Lazare und 15000 in Paris. Die Armen waren immer mehr „seine Last und „seine Sorge“. Mn sagte ihm, es gäbe nichts mehr im Haus Saint-Lazare. Vinzenz antwortete: „Das ist eine gute Nachricht. Jetzt können wir unser Vertrauen auf Gott wirklich unter Beweis stellen.“ Er schickte seine Missionare in die verwüsteten Regionen. Im Jahr 1651 befanden sich zwischen 16 und 18 seiner geistlichen Söhne in der Champagne. Die Magistratsbeamten von Rethel schrieben diese bitteren, aber dankbaren Worte: „Bis jetzt hat niemand außer euer Ehrwürden und den Ihren mit unseren Missgeschicken mitgelitten.“ Ihre Briefe sind voller Angst. Sie schrieben ihm, dass ohne ihn alle vor Hunger gestorben wären. In einem anderen Brief konnte man lesen: „Ohne Zweifel

können wir an den Charitégruppen sehen, dass Sie die erste Form der christlichen Pflichten üben, da die Christen in der Urkirche nur ein Herz hatten und nicht duldeten, dass ein Armer unter ihnen sei, ohne dass ihm beigestanden und geholfen wurde.“ 1652 wagte er einen neuen Vorstoß unter die Kampfparteien in der Fronde. Mazarin war unbeugsam, er kannte keine Gnade gegenüber den Fürsten und Aufständischen. Am 16. August 1652 schrieb Vinzenz einen sehr traurigen Brief an Papst Innozenz X. Er schrieb mit dem Realismus eines Menschen, der Anteil nimmt an all der Trauer, dem Leiden des Volkes, das durch die Kampfparteien gespalten ist. „Das Königshaus gespalten durch Zwistigkeiten, das Volk aufgeteilt in Parteien, die Städte und Provinzen heimgesucht von Bürgerkriegen, die Dörfer, die kleinen Marktflecken, die Siedlungen zerstört, zu Grunde gerichtet, niedergebrannt, den Bauern das Ernten dessen, was sie gesät haben, unmöglich gemacht, und so werden sie in den kommenden Jahren nicht mehr in der Lage sein, überhaupt etwas auszusäen. Die Soldaten begehen all diese Gräueltaten ungestraft. Die Menschen ihrerseits sind nicht nur den Diebstählen und dem schweren Raub ausgesetzt, sondern auch dem Mord und allen anderen Arten der Folter; diejenigen Bewohner, die nicht durch das Schwert getroffen worden sind, sterben fast alle den Hungertod; die Priester, von den Soldaten nicht mehr als die anderen verschont, werden unmenschlich und grausam behandelt, gefoltert und in den Tod geschickt; die Jungfrauen werden entehrt, die Ordensschwester selbst werden ihrer Ausschweifung und ihrer Wut ausgesetzt, die Kirchen entweiht, geplündert, zerstört; diejenigen, die nicht zerstört wurden, haben oft keine Hirten mehr, so dass die Bevölkerung wiederum fast aller Sakramente, der Messen und aller anderen geistlichen Hilfen beraubt ist. Und schließlich, es ist schrecklich, an eine solche Sache überhaupt nur zu denken, geschweige denn, sie auszusprechen, das allerheiligste Altarsakrament wird mit letzter Unwürdigkeit behandelt, selbst durch die Katholiken; denn um in den Besitz der heiligen Gefäße zu kommen, werfen sie die heilige Eucharistie zu Boden und treten sie in den Staub.“

Die Aussöhnung war dennoch nahe. Alle wünschten sie herbei, aber es fehlte den Besiegten der Mut, sich zu ergeben und den Siegern die Großherzigkeit und der Edelmut. Man fürchtete, dass der Herrscher sich in den Krieg gegen Nordspanien drängen wolle, um sich auf die Hauptstadt zu stürzen. Der junge König Ludwig XIV. machte die Dinge einfacher. Er entließ Mazarin und versprach eine Amnestie. Diese beiden Gesten versöhnten ihn mit der Bevölkerung und zwangen die Chefs der Fronde, sich zu beugen. Am 28. Oktober versöhnte sich der König mit seinem Volk.

Neue Appelle kamen aus dem Norden, wo der Krieg gegen Spanien weiterging. Dort stellte Vinzenz auch Hilfszentren, Charitégruppen und Krankenhäuser bereit. Neu ist, dass Vinzenz auch die Schwestern dorthin schickte. Bis jetzt war die Gegenwart von Frauen auf den Schlachtfeldern undenkbar. Diejenigen, die den Armeen folgen, machten das aus einem anderen Grund. Als Vinzenz die Schwestern entsandte, sagte er ihnen: „Die Männer ziehen in den Krieg, um Menschen zu töten; Sie aber gehen in den Krieg, um das Böse gutzumachen, das dort geschieht.“ Nach der Schlacht von Dunes am 14. Juni 1658, die Turenne gegen Condé und die Spanier gewann, erbat die Königin sechs Schwestern. Vinzenz konnte nur vier zur Verfügung stellen, und zwei von ihnen starben wenig später. Eine Schwester suchte ihn auf und bot sich an, die Arbeit derjenigen fortzusetzen, die bei der Arbeit gestorben waren.

Letzter unter den Letzten

Eines Nachts näherte sich den Toren der Kirchen und der Palais ein verstohlener Schatten, um Kinder aufzusammeln. Das ist das Bild, das die Geschichte der Nachwelt hinterlassen hat. Ein solches Bild ist allerdings verfälscht ..., zu abgerundet. Wenn Vinzenz nachts Saint-Lazare verließ, dann deshalb, weil es für ihn als Einzelperson schwierig war, so vielen Armen zu

helfen. Seine Größe und Genialität bestanden darin, Interesse und Engagement für die Armen hervorzurufen. Viele haben mit ihm und nach ihm ihr Leben aufgeopfert, um ihnen zu dienen und haben in diesem Tun Freude und Lebenssinn gefunden.

Die Bereiche seines Interesses waren höchst verschieden angesiedelt. Er musste sich nicht darum bemühen, die Armen zu suchen. Er sah und bemerkte sie überall. Jedes Mal, wenn er durch die Stadt ging, begegnete sein Blick einer von allen oder doch beinahe von Allen verlassenen Menschheit. Vinzenz war immer an ihrer Seite. Er hatte in seinem Leben eine Wahl getroffen, er wollte auf der Seite der Armen kämpfen, und zwar nicht mit dem tränenreichen Blick des Mitleids, sonder im Geiste desjenigen, der dieser Menschheit ihre Würde und Hoffnung wiedergeben wollte. Es war sein Bestreben, die Armen aus ihrem unwürdigen Zustand herauszuführen. Er betrachtete sie keinesfalls als ein Mittel der Reichen, durch Almosen Verdienste für das Paradies zu erwerben. Seine Absicht bestand darin, sie aus der Armut herauszuführen. Er schrieb: „Man möchte auch erreichen, dass alle anderen Armen, die kein Land haben, ihren Lebensunterhalt verdienen können ... indem man den Männern etwas Werkzeug zum Arbeiten gibt und den Frauen Spinnräder und Faden oder Wolle zum Spinnen, und das nur den Ärmsten unter ihnen. In dieser Zeit, in der Frieden herrscht, wird jeder eine Beschäftigung finden, und die Soldaten nehmen ihnen nicht mehr weg, was sie erworben haben, sie werden sich etwas Vorrat ansammeln können und sich nach und nach wieder erholen ... und ihnen sagen, dass sie dann mit keinerlei Hilfe von Paris mehr zu rechnen haben.“

Vinzenz war einer der Geistlichen, der das Geheimnis Gottes und das des Menschen am besten verstand. Gott ist gegenwärtig in der Geschichte, um uns aufzurufen, uns selbst zu verlassen, damit wir uns einen Weg zu etwas anderem bahnen können. Das Angesicht Gottes, das sich in Jesus Christus geoffenbart hat, ist ein Gesicht, das sich ganz und gar dem Menschen zugewandt hat. Aus diesem Grund zog sich Vinzenz in seiner Betrachtung nicht auf das Antlitz des Gottessohnes zurück, sondern er wandte sich den Gesichtern der Menschen zu und liebte sie mit einer intensiven, glühenden Liebe. Wir wissen, dass Pierre de Bérulle jedes Dreifaltigkeitsfest in einer vollkommenen Abgeschiedenheit zubrachte, um die drei Personen in ihrer ewigen, schweigenden Verbindung „zu verehren“. Nach der Schrift „Memorial“ ist Christus – laut Pascal – Träger einer doppelten Bewegung: „Weltvergessenheit“ ... Jesus Christus.“ Das Bild, das er von Christus zeichnet, ist „pessimistisch“. Er zeigt uns einen Gott, der die Zeichen auslöscht, der erst im Leid zu uns spricht und erst in einer Situation der Selbstvergessenheit gesucht und gefunden werden kann, und zwar in einem reinen Aufschwung des Glaubens, der nicht nach den Beweggründen für die Zeit des Todeskampfes sucht, der uns vom Ende der Welt trennt. Vinzenz dagegen sieht die leidenden Massen, und wenn er an die Armen, die Kranken und an die verwüsteten Provinzen dachte, dann begegnete er dem Herrn und in ihm seinen Mitmenschen. Er ist sich der Situation der Armen bewusst, aber er fürchtet sich nicht vor ihnen. Er will die Welt nicht vergessen, um Jesus zu finden. Er findet ihn in der Welt, die auch ohne Erhellung durch die glühende Hoffnung eines Teilhard de Chardin trotz aller Dunkelheit der Weg-Spuren voller Lebenshoffnung ist. Es gab viele verschiedene Gruppen von Armen, um die sich Vinzenz kümmerte. An erster Stelle standen die Kranken. Diese blieben zu Hause oder wurden in die Krankenhäuser aufgenommen. Etwa ab dem 17. Jahrhundert gab es eine Entwicklung und Neuerung in den Krankenhausstrukturen. Vinzenz kannte die Kranken und besuchte sie oft. Das Hôtel-Dieu, das Hôpital de la Charité, die Petites-Maisons, Saint-Louis, La Salpêtrière waren ihm vertraute Orte. Dort fand er eine verwundete Menschheit vor, die ihn in seinem tiefsten Inneren aufwühlte. Die Säle des Hôtel-Dieu hatten weder Luft noch Licht. Den Menschen schlug zunächst der unerträgliche Gestank entgegen, der dort herrschte. Die Kranken wurden nicht entsprechend ihrer Krankheit in verschiedene Abteilungen aufgeteilt, sondern auf eine unglaubliche Art und Weise wie Tiere zusammengepfercht. Mehrere Kranke

lagen in ein und demselben Bett. Wenn ein Platz durch den Tod eines Kranken frei geworden war, kam sehr schnell ein anderer an seine Stelle.

Geneviève Fayer, Witwe von Antoine Goussault, hatte die Idee, die „Damen“ in das Hôtel-Dieu einzuladen. Vinzenz unterstützte dieses Projekt. Madame Goussault wurde die treibende Kraft dieser Gruppe von Damen, die sich den Namen „Dienerin“ geben wollten. Vinzenz machte den Vorschlag, die Damen für den Krankenhausbesuch einzusetzen, nicht aber für die Behandlung der Kranken. Das war im Prinzip nichts Neues. Der Beistand für die Kranken ist seit jeher ein fester Bestandteil des Christentums. In zahlreichen Armutsstudien kann man nachlesen, dass es im Mittelalter bereits Berufsstände und Bruderschaften gab, die sich die Unterstützung und die Hilfe für die Armen zum Ziel gesetzt hatten.

In der Moderne stellte sich die Armut etwas anders dar. Zum traditionellen Bild des Armen kommt nun doch das Bild des gefährlichen Armen hinzu und wird von ihm überlagert, sowohl in Bezug auf soziale als auch auf gesundheitliche Aspekte. In den Hospitälern von damals fand man alle möglichen Arten von Krankheiten vor: Wahnsinn, Malaria, Schwindsucht, Herzkrankheiten, Magenkrankheiten, Blasenkrankheiten ... Die Menschen waren solchen Vorkommnissen gegenüber hilflos. Sie reagierten mit Flucht oder unvorsichtigem Handeln, wie beispielsweise Marguerite Naseau, „die erste barmherzige Schwester“, die starb, weil sie ihr Bett mit einer Pestkranken geteilt hatte.

Der Dienst an den Kranken war für Vinzenz eine erhabene Geste der Liebe, die Geste eines wahren Jüngers des Evangeliums: „Ich finde diesen Entschluss sehr gut, den Sie gefasst haben, die Spendung der Sakramente an die Kranken fortzusetzen, im Krankenhaus an den Feiertagen einige Ermahnungen zu erteilen und an den Sonntagen den Katechismus zu lehren, das ist eines wahren Kindes des Evangeliums würdig; aber es wird noch viel besser sein, wenn Sie sich nicht aus Gründen der Defensive aus dem Krankenhaus zurückziehen. Sie hatten die Gewohnheit, sie jeden Tag zu sehen, sie in ihrem Kummer zu trösten und sie zur Geduld zu ermutigen, führen Sie dies bitte fort. Lehren Sie die einen, Akte der Ergebenheit der Liebe zu Gott und der Hoffnung auf seine Barmherzigkeit zu vollbringen, und spornen sie die anderen zur Reue und zur Besserung an; Kurz, bereiten Sie sie auf einen guten Tod vor, wenn sie auf den Tod warten und auf ein gutes Leben, wenn sie Gott noch weiter in dieser Welt lässt. Diese Arbeit ist, wenn sie lange fortgeführt wird, denen Langweilig, die deren Wichtigkeit nicht einschätzen können; aber für Sie, mein Herr, der Sie ihren Wert kennen und der Sie, Gott sei Dank, ein Herz für das Wohlergehen der Armen haben, muss es ein übermäßiger Trost sein, da es ja für Sie ein unübertreffliches Glück darstellt. Bis zu dieser Stunde haben Sie durch diese Übung der Barmherzigkeit tausendfach Frucht hervorgebracht, indem Sie viele Seelen, die durch Ihre Hände gegangen sind, zum ewigen Leben verholfen haben. Herr, Gott! Mein Herr, möge es nichts in der Welt geben, das in der Lage wäre, Sie davon abzubringen, und noch weniger möge es etwas geben, in den Augen Gottes einer so kostbaren Tätigkeit überdrüssig zu werden! Was denken Sie, wie viele Personen von hohem Rang, sowohl Männer als auch Frauen, es in Paris gibt, die jeden Tag die Kranken im Hôtel-Dieu besuchen, unterweisen und ermahnen, die dabei von einer bewundernswerten Gottergebenheit getragen werden, ja von Beharrlichkeit. Gewiss, die, die es nicht gesehen haben, sind davon ganz erbaut; denn ein solches Leben ist in Wahrheit das Leben der Heiligen, und zwar der großen Heiligen, die unserem Herrn in seinen Gliedern dienen, und zwar auf die bestmögliche Weise.“

Da dies ein solch erhabenes Tun war, erforderte es Mut, es auszuführen. Von der Pest sprechend, schrieb Vinzenz: „Die Güte Gottes denen gegenüber, die sich ihm durch die Arbeit in der Caritasbruderschaft hingeben, in der noch kein Mitglied von der Pest heimgesucht worden ist, gibt mir das sehr große Vertrauen, dass Sie nicht davon infiziert werden. Glauben Sie, Mademoiselle, dass ich den seligen Herrn Superior von Saint-Lazare, der an der Pest starb, nicht nur besucht habe, sondern auch seinen Atem gespürt habe? Und dennoch bin

weder ich noch unsere Leute, die dort bis zum Äußersten arbeiteten, jemals deswegen krank gewesen.“

Vinzenz empfand eine große Liebe für alle Armen, dennoch machte er im Hinblick auf sie einige Unterschiede. So hatte Vinzenz eine besondere Vorliebe für die Findelkinder und die Geisteskranken.

An den Festtagen befand sich am linken Eingang von Notre-Dame eine Art großer Korb voller Kinder, die von Pflegemüttern versorgt wurden. Diese luden dazu ein, sich um die Kleinen zu kümmern. Das war zwar ein herzergreifendes Schauspiel, aber es löste das bestehende Problem keinesfalls. Eine öffentliche Einrichtung, la Couche, ging einen Schritt weiter. Aber auch sie war den Anforderungen so vieler schutzloser Leben nicht gewachsen. Viele von ihnen starben. Andere wurden aufgenommen und von den Bettlern erbarmungslos verstümmelt; diese zwangen die armen Kreaturen dann zum Betteln. Es fehlte an jeglicher persönlicher Fürsorge und Zärtlichkeit. Die Kinder fühlten sich nicht geliebt. Eine sehr große Zahl starb.

Vinzenz beschäftigte sich eingehend mit diesem Problem. Er musste jedoch bestimmte Schwierigkeiten überwinden. Die Damen waren nicht bereit, ein solches Werk zu übernehmen. Sie fragten sich, ob man damit nicht die schlechten Sitten unterstütze? Außerdem erforderte das Werk enorme Ausgaben, und es gab sehr viele drängende Nöte. Vielleicht dachten sie auch, es sei übertrieben, seine Zeit mit Existenzen zu vergeuden, die „zu nichts taugen“.

Trotz alledem wurde das Werk 1638 in Angriff genommen, zuerst mit wenigen Kindern, aber ihre Zahl wuchs sehr schnell. Bereits zwei Jahre später hatte Vinzenz die Absicht, das ganze Werk zu übernehmen. Im Januar 1640 berief er eine Versammlung der Damen ein. Die größten Persönlichkeiten Frankreichs waren anwesend. Diesmal beurteilten sie nicht die Kleider oder den Schmuck, kritisierten nicht die Frisuren und auch nicht den Menschen selber. Ihre Augen waren aufmerksam, alle hielten den Atem an. Sie hofften, Vinzenz würde dieses Werk zu einem Ende bringen, dennoch: im Herzen wären sie enttäuscht.

Die Worte des heiligen Vinzenz kamen von Herzen. Er schaute nicht auf die zur Verfügung stehenden Mittel, sondern auf die Bedürftigkeit: Er wollte seine Hand nicht zum Töten hergeben. Sonderbarerweise erwies sich nicht eine einzige von den anwesenden Damen als engherzig, denn Vinzenz wusste sie für seine Idee einzunehmen. Sie waren sich der Tatsache bewusst, in dieser Sache Bahn brechende Ideen zu haben, und sie setzten sich dafür ein.

Die Schwestern taten dasselbe. In einer väterlichen Unterhaltung machte er ihnen deutlich, wie ehrenwert das Werk an den Findelkindern sei: „Wenn es die Menschen dieser Welt für so ehrenhaft ansehen, den Kindern der Großen zu dienen, wie viel mehr dann erst Sie, die dazu berufen sind, den Kindern Gottes zu dienen.“

Und er erinnerte seine Schwestern daran, dass sie normalerweise Mütter ihrer Kinder hätten werden können. Vielleicht wären sie im Dienst einer berühmten Familie aus einem nur bescheidenen Entgelt belohnt worden, „aber was werdet ihr erhalten für den Dienst an den von der Welt im Stich gelassenen Kindern? Gott in Ewigkeit.“

Ein realistischer Mann wie Vinzenz wusste um die Vielzahl seiner Werke. In den ersten fünf Jahren ihrer Existenz hatten die Schwestern etwa 1200 Kinder betreut. Er hatte viele Spenden erhalten, wenn diese auch noch nicht ausreichten. Einige übervorsichtige Personen fingen an, ihnen geschickt einzureden, dass man so Gott, die Vorsehung, versuche. Es sei zu viel, und man könne so nicht weitermachen. Aber Vinzenz verstand das anders. 1647 hielt er eine seiner berühmten Ansprachen. Gelassen prüfte er die Gründe dafür und dagegen. Er schloss folgendermaßen: „Aber gewiss, meine Damen, das Mitleid und die Liebe ließ Sie diese kleinen Geschöpfe als Ihre Kinder annehmen, Sie sind ihre Mütter geworden der Gnade nach, nachdem ihre leiblichen Mütter sie verlassen haben. Hören Sie auf, ihre Mütter zu sein, um augenblicklich ihre Richter zu werden, so liegt ihr Leben und ihr Tod in Ihren Händen; ich möchte die Meinungen und die Stimmen hören, es ist an der Zeit, dass Sie Ihre Entscheidung

verkünden, um zu entscheiden, ob Sie kein Erbarmen mehr mit diesen haben wollen. Sie werden leben, wenn Sie fortfahren, ihnen eine mildtätige Pflege zu geben, und sie werden andererseits sterben und unweigerlich zu Grunde gehen, wenn Sie sie verlassen; die Erfahrung, die wir haben, erlaubt Ihnen nicht, daran zu zweifeln.“

Im Jahre 1649 ließ die Fronde viele kleine Bäche versiegen, von woher bisher Hilfsmittel geflossen waren. Bestimmte Pflegemütter brachten die Kinder zurück, weil das Entgelt nicht bezahlt worden war. Das Brot, die Kleider und das Geld fehlten, lediglich die Schulden vermehrten sich. Vinzenz wollte die Damen noch einmal zusammenrufen. Viele sagten, sie hätten kein Geld mehr, aber sie hatten noch Juwelen, Vermögenswerte, wertvolle Bilder, bunte Wandteppiche, Kleider und Diener. Und einmal mehr musste Vinzenz sie überzeugen.

Vinzenz hatte auch eine Vorliebe für die Geisteskranken. Das Evangelium ist eine Torheit, die Torheit des Sohnes Gottes, der Skandal und die Torheit des Kreuzes. Der Unschuldsmantel, den Herodes Christus anlegte, war in Vinzenz Augen eine prophetische Geste. In dieser Kleidung war der Zustand der Narrheit geheiligt. Und er wollte die Geisteskranken ganz nahe bei sich in Saint-Lazare haben. Im Jahre 1655 schickte er Schwestern zum Hospice des Ménages, um den Einfältigsten unter den Gefangenen beizustehen.

Seine Liebe zu den schuldig Eingesperrten entwickelte sich sehr schnell. In einem gewissen Sinne hatte er das bei den Galeerensträflingen gelernt. Er hatte gezittert, wenn er ihre Gefängnisse besuchte. Er hatte mit viel Kopfzerbrechen die Versorgungsprobleme zu lösen versucht. Er setzte ihre Verlegung nach La Tournelle durch und unterstützte die Idee, für sie ein Hospital in Marseille einzurichten. Das war vor allem das Werk des heiligen Bischofs Jean-Baptiste Gault, der 1643 starb, glücklich, sich die tödliche Krankheit auf den Galeeren zugezogen zu haben und „im wahren Bett der Ehre zu sterben.“

1640 schickte Vinzenz eine Gruppe von Barmherzigen Schwestern dorthin. Das war eine unerhörte Sache, vor allem, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass Vinzenz so manches Mal gegen die Aufnahme der Prostituierten protestiert hatte. Aber als er die Wichtigkeit der weiblichen Zartfühligkeit in diesem Werk erkannt hatte, empfahl er den Schwestern, demütig, zurückhaltend und klug zu sein. Er riet ihnen, sich für die drei Jünglinge im Feuerofen zu halten. Er hatte die wie Tiere behandelten Galeerensträflinge mit eigenen Augen gesehen. Er fand es richtig, dass die Schwestern ihnen zu Diensten waren, denn „wer sagt, Tochter christlicher Liebe, der sagt Gottes Tochter.“ Das zeigte sich auch in der Heldenhaftigkeit der Barbe Angiboust. Es kam vor, dass sie oft schlecht behandelt wurde, dass man ihr den schweren Suppentopf mit heißer Bouillon umkippte, dass man sie mit unanständigen Worten beleidigte. Aber sie schwieg, sie sammelte alles auf und verzieh. Bei verschiedenen Gelegenheiten hinderte Barbe die Wächter sogar daran, die Gefangenen zu schlagen.

Ein anderer Bereich, in den Vinzenz eingriff, war das Betteln. Zu dieser Zeit war Betteln sowohl eine Plage als auch eine Herausforderung. Als Plage verunsicherte die Bettelei die Konformisten. Sie wollten die große Zahl, das Laster und den Dreck der Armen nicht einfach hinnehmen. Folglich wurde ab dem 16. Jahrhundert die Bettelei gleichbedeutend mit Unsittlichkeit angesehen, mit Verkommenheit, wofür die Armen verantwortlich waren (man fragte nicht nach ihren Ursachen). Dies stand im Gegensatz zu der Zeit des Mittelalters, wo man mit der Armut bis zu dem Punkt zusammenlebte, wo man sie als Glückseligkeit ansah. Man akzeptierte das Almosen weiterhin, aber als geringeres Übel.

Im 17. Jahrhundert dachte man, das Problem der Bettler durch „Gefangennahme“ zu lösen, mit der Folge, dass die Armen von den Straßen verschwanden und man ihnen von einer merkantilistischen Idee aus die Gelegenheit zum Arbeiten gab.

Im Jahre 1653, als die Fronde zu Ende war, begegnete Vinzenz einer Person, die ihm eine sehr große Summe für seine caritativen Werke zur Verfügung stellte, etwa 100.000 Pfund. Der Spender wollte anonym bleiben. Vinzenz kaufte das Haus zum Namen Jesu und richtete es so her, dass 40 Gäste aufgenommen werden konnten, 20 Männer und 20 Frauen. Die aufgenommenen Personen wurden bequem untergebracht, hatten die Möglichkeit zu arbeiten,

ein sorgloses Leben zu führen und in einer religiösen Umgebung zu leben. Das war genau die Antwort auf die vinzentinische Forderung des Nebeneinanders von körperlicher und geistlicher Hilfe.

Die Damen, die das gute Ergebnis des Hauses für den Namen Jesu sahen, schlugen vor, etwas Ähnliches, Größeres in Paris einzurichten und übertrugen Vinzenz die Ausführung. Dadurch beabsichtigten sie, das Problem der Bettelei zu lösen. Sie betätigten sich sehr eifrig. Louise de Marillac vertrat hierzu folgende Ansicht: Man sollte das Werk den Männern anvertrauen, wenn dabei die politische Lösung an erster Stelle stehe, wenn allerdings die Liebe den Ausschlag gebe, sollte man dieses Werk besser den Frauen anvertrauen.

Anna von Österreich war dem ganzen Vorhaben gegenüber wohl gesonnen. Der einzige, der zögerte, war Vinzenz selbst. Er entschuldigte sich und führte an, dass Noah hundert Jahre gebraucht habe, um die Arche zu bauen. Er schlug vor, zunächst mit einhundert oder zweihundert Armen einen Versuch zu wagen: „Lasst uns nur die aufnehmen, die gerne kommen, ohne jemanden dazu zu zwingen; diese werden, wenn sie gut behandelt werden und zufrieden sind, andere ebenfalls anziehen; so wird nach und nach die Zahl mit den Hilfsmitteln wachsen, die die Vorsehung schicken wird. Es schadet nichts, so zu handeln, im Gegenteil, die Überstürzung und der Zwang sind Hindernisse im Plan Gottes.“ Da im März das königliche Edikt, das die Bettelei verbot, veröffentlicht wurde, bewahrheitete sich jetzt das, was Vinzenz vorhergesehen hatte. Gegenüber den Widerspenstigen griff man zu drastischen Maßnahmen. Die Penner, die verdächtigen Personen und die Bettler aus der Provinz wurden vertrieben. Als die verschiedenen Abteilungen der Schützen in den Straßen herumgingen, um auf die Bettler Jagd zu machen, breitete sich Panik aus. In Paris gab es 40.000 Bettler, und nur ein Zehntel kam dem Befehl nach.

Vinzenz sah in dieser Aussonderung eine Polizeiaktion. Die Missionare von Saint-Lazare waren zu Seelsorgern ernannt worden und hatten den Auftrag des Superiors, sich um das Heil der Armen zu kümmern, aber sie standen unter der Autorität der Hospitalsleitung. Vinzenz und die Seinen lehnten eine solche Situation ab. Er wollte nicht kaufmännisch denken, um das Bettlerwesen mit polizeilichen Mitteln zu lösen. Er lehnte die Ernennung ab, die indessen von den Damen vorgeschlagen worden war. Er achtete die Armen zu sehr, als dass er ihr Kerkermeister werden konnte.

Jenseits der Meere

Jeder Mensch hat eine Schwäche: sei es das Geld, die Sexualität, die Begabungen, der Ehrgeiz. Die Armen waren die Schwachstelle des heiligen Vinzenz. Für sie verwandte er seine gesamte Energie; er fand immer neue Mittel und vervielfachte die Zahl der Berufungen. Das Angebot der Königin, die Verantwortung für ein zweifelhaftes Projekt, bekannt unter dem Namen „Allgemeinspital“, zu übernehmen, hatte er abgelehnt. Aber den Ruf der Sklaven von Tunis und Algier konnte er nicht ablehnen oder überhören, erst recht nicht den der Sklaven von Madagaskar. Er sandte seine Missionare über das Mittelmeer nach Tunis und Algier, um auf die Nöte der christlichen Sklaven, mehr als 20.000 in Algerien und etwa 6.000 in Tunesien, zu reagieren. Die Zahl der Sklaven entsprach in dieser Zeit etwa der Zahl der Einwohner zweier Städte mittlerer Größe wie Grenoble, das erst im Jahre 1710 20.000 Einwohner hatte und Nancy, das im Jahre 1645 zwischen 4.000 und 5.000 Einwohner zählte. In die islamischen Länder zu gelangen, war für einen Reisewilligen nicht das Problem, aber dort zu bleiben, war eine andere Sache. Vinzenz, der als besonnener Mann bekannt war, suchte für die Tätigkeit seiner Missionare eine diplomatische Tarnung. Es gab eine Möglichkeit, die in dieser Zeit üblich war, nämlich der Kauf von bestimmten Ämtern. In einer Zeit, in der das Staatsverständnis sehr im Unterschied zu unserem heutigen stand,

funktionierte das System. Die Herzogin von Aiguillon war ihm beim Kauf der Konsulate von Algier und Tunis behilflich.

Julien Guérin landete mit den konsularischen Beglaubigungsschreiben im November 1645 in Tunis. Zunächst beobachtete er nur und ging vorsichtig zu Werke. Zaghaft eröffnete er eine Kapelle und fing mit den öffentlichen Zelebrationen an. Ostern 1647 erhielt er die Erlaubnis, einen 10tägigen Religionsunterricht bei den Sklaven einer Galeere abzuhalten. Während dieser Zeit wurde das Konsulat von Algier eingerichtet. In diesen zwei Zentren entwickelte sich eine rege Tätigkeit. Die diplomatischen Beglaubigungsschreiben nutzten allerdings nicht viel. Der Konsul von Algier wurde geschlagen, eingesperrt und verpflichtet, die durch die flüchtigen und zahlungsunfähigen Christen gemachten Schulden zu bezahlen.

Die diplomatische Immunität war einigermaßen stabil, die gesundheitliche hingegen gleich null. De facto war die vinzentinische Anwesenheit in Afrika gleichbedeutend mit einem heldenhaften Sterben. Die Pest begann im Jahre 1647 zu wüten und raffte Boniface Nouelly in Algier dahin. Wenig später starben Jacques Lesage und Jean Dieppe. 1648 war in Tunis Guérin an der Reihe; er starb, während Jean Le Vacher es schaffte zu überleben.

Diejenigen, die sie ersetzten, mussten maßvoll und überlegt handeln. Dies jedenfalls rieten Philippe und Jean Le Vacher Vinzenz. Ihr Ziel bestand darin, die Sklaven zu besuchen, sich mit ihnen zu beschäftigen, ihre Probleme zu regeln, sie aufzurichten und sie im Glauben zu unterweisen und Misstrauen und Gefahren zu überwinden. Alles wurde noch komplizierter, weil man versuchte, die Abtrünnigen zum Glauben zurückzuführen. Die Folter, mit der ein junger von den Balearen stammender Christ bedroht wurde, war erschreckend. Das Schuldgefühl, sich vom Glauben losgesagt zu haben, fraß innerlich an ihm. Er wiederholte ständig: „Christus ist für mich gestorben, es ist recht, dass ich für ihn sterbe.“ Nachdem er sich entschieden hatte, wieder Christ zu werden, erschien er vor dem Pascha, um seinen Glauben zu bekennen. Er tat damit nichts anderes, als seinen eigenen Tod herbeizuführen. Ein Scheiterhaufen wurde angezündet, und der junge Märtyrer wurde in jenes Licht umgewandelt, das nicht unter dem Scheffel verbirgt, sondern sich auf den Leuchter stellt. Vinzenz, der voller Bewunderung für seine Missionare war, sprach folgende Worte: „Der Seeleneifer besteht in dem reinen Verlangen, Gott wohlgefällig und dem Nächsten nützlich zu sein. Eifer für das Ausbreiten des Reiches Gottes, Eifer in der Sorge für das Heil des Nächsten. Gibt es etwas Vollkommeneres auf der Welt? Wenn die Liebe Gottes ein Feuer ist, dann ist der Seeleneifer die Flamme, wenn die Liebe Gottes eine Sonne ist, dann ist der Seeleneifer der Sonnenstrahl. Der Seeleneifer ist das Reinste in der Liebe Gottes.“

Das andere Ziel in Übersee war Madagaskar. Warum seine Söhne in diese Weite schicken, auf diese unzuträgliche Insel „unter dem Wendepunkt des Steinbocks?“ Warum diesen ungeheuren Entfernungen die Stirn bieten – die Reise dauerte zwischen fünf und neun Monaten – warum sollte man diese beträchtlichen Mittel aufwenden und menschliches Leben aufs Spiel setzen? Die Antwort findet sich allein in der Leidenschaft für das Evangelium, in diesem Feuer, das ihn innerlich verzehrte, das die Triebkraft aller Heiligen darstellt. Eines Tages sagte er zu den Seinen: „Es ist eine Art von Martyrium, sein Leben der Gefahr auszusetzen, einzig um der Liebe Gottes willen und zum Heil des Nächsten die Meere zu überqueren.“

Alles nahm seinen Anfang, als im Jahre 1648 Missionare auf die Insel Saint-Laurent geschickt wurden. Ihre Aufgabe bestand darin, sich um das christliche Leben der französischen Kolonisten und um die Evangelisierung der Madegassen zu kümmern. Vinzenz schickte nach und nach 25 Missionare dorthin.

Kaum in Fort-Dauphin, am äußersten Ende der Insel, angekommen, begannen die Missionare bereits mit ihrer apostolischen Aktion. Der eine von ihnen starb fast unmittelbar nach seiner Ankunft, während Pater Charles Nacquart bald mit dem Apostolat unter den Einheimischen begann. Er taufte zwar nur wenige, aber er verkündete ungeheuer vielen das Evangelium. Er wollte ein junges Christentum auf festen Glaubensüberzeugungen und nicht auf einer

möglichst großen Zahl von Bekehrten aufbauen. Er leitete viele Projekte, u. a. die Abfassung eines Katechismus in madegassischer Sprache. Er bat Vinzenz um Hilfe.

Vier Jahre vergingen, und die zweite Expedition brach auf. An ihrer Spitze stand ein Mann, der in Frankreich als bedeutungslos angesehen wurde, der aber von wahrhaft apostolischem Feuer brannte, Toussaint Bourdaise. Die Missionare landeten, nachdem sie auf der Reise einen Pater durch Tod verloren hatten. Als sie an Land gingen, war Nacquart nicht zu ihrem Empfang anwesend. Er war bereits vier Jahre vorher gestorben. Zwei Begleiter von Bourdaise starben ebenfalls. Er schrieb einen Brief voller Traurigkeit: „Herr Belleville ... ist unterwegs gestorben, Herr Prévost Ist tot, Herr Dufour ... ist tot Ich bin ein armseliger Diener, allein zurückgeblieben, um Ihnen die Nachricht mitzuteilen.“ Vinzenz schickte daraufhin eine andere Expedition. Aber sie endete bereits vor der eigentlichen Abfahrt durch einen Schiffbruch auf der Loire im Jahre 1656. Das, was Vinzenz mehr bedrückte, waren die fehlenden Nachrichten. Seine Söhne waren weit weg. Er wusste nichts von ihnen. Er betete und er hoffte. Als im Sommer 1657 ein Schiff in Nantes ankam, erzählte er seiner Gemeinschaft davon: „Wir haben erfahren, dass ein Schiff in Nantes angekommen ist, aber da wir keine Nachricht erhalten hatten, warteten wir darauf, etwas über den Zustand unserer Mitbrüder in der Ferne zu erfahren. Sind sie tot? Sind sie am Leben? Wir wissen es nicht. In welchen Zustand sie auch sein mögen, lasst uns Gott für sie bitten. Und selbst, wenn es wahr wäre, dass sie tot sind, dürfen wir deswegen dieses Werk aufgeben, dieses Land, das sie und ihre Vorgänger angefangen haben zu evangelisieren? Oh, Jesus, bewahre uns davor!“

Im folgenden Jahr dachte er daran, eine neue Expedition zu unternehmen, die aber durch die Kaperung ihres Schiffes durch ein spanisches Boot jäh beendet wurde. In der Konferenz vom 11. November 1658 sprach er, die Stimme heiser vor Emotionen, über die Nachrichten, die ihn bedrückten. Die Pest verschlimmerte sich in Warschau, Gefahren bedrohten die Konsulate von Nordafrika, ständige Gefahren drohten den Missionaren, die unterwegs waren. An diesem Punkt musste er schließlich zusammenreißen. Weit weg, auf der Insel der Steinböcke, lebte Pater Bourdaise völlig isoliert: „Lasst uns auch für Herr Bourdaise beten, meinen Bruder, der so weit weg und so allein ist und der, wie wir wissen, mit so viel Schmerz und Sorge eine große Zahl dieser armen Leute des Landes, wo er sich befindet, zu Jesus Christus hingezogen hat. Herr Bourdaise, sind Sie noch am Leben oder nicht? Wenn Sie noch am Leben sind, so möge es Gott gefallen, dass er Ihnen das Leben erhalte! Wenn sie im Himmel sind, bitten Sie für uns!“

Bourdaise war bereits mehr als eineinhalb Jahre tot. Eine letzte Expedition scheiterte ebenfalls und kehrte nach Frankreich zurück.

Wenn das Weizenkorn nicht stirbt

Wir haben ein zweifaches Bild des heiligen Vinzenz. Zum einen das physische: ein ruhigerstes Gesicht mit Schnurrbart, ein Bart, nicht sehr dicht und mit Silberglanz überstreut, zwei wundervolle Augen, voller Milde, leuchtend und gleichzeitig durchdringend.

Daneben gibt es ein Bild seines Inneren, das wir aus seinen Biographien kennen. Vinzenz zeigt sich als vollkommener Mensch: demütig, aber nicht ergeben, sanft, aber nicht schwach, einfach, ein Feind unnützer Kompliziertheiten, aber niemals oberflächlich.

Er war ein Mann von außerordentlicher Tüchtigkeit. Er liebte es zu wiederholen: „Du hast das Brot, das du isst, nicht verdient.“ Sein Lebensrhythmus war geradezu erschreckend. Seine Pflichten als Generalsuperior der beiden Gemeinschaften, seine Rolle bei den Caritasdamen, alles das, was der König von ihm erbat, die Ratschläge, die wichtige Leute von ihm erfragten, die Erfordernisse der Armen, die Briefe (es sind mehr als 30.000), alles, was zur Organisation der Nächstenliebe erforderlich war, alles das stahl ihm seine Zeit oder noch besser, es

verzehrte sie. Deswegen spürte er sein Älterwerden nicht. Er hatte weder Zeit darüber nachzudenken noch darüber zu klagen.

Und sowohl er ein so ausgesprochen bewegtes Leben führte, war er kein nervöser Typ, der unangenehm oder unruhig gewesen wäre. Was bei diesem Organisationsgenie überraschte, war nicht die Methodik, sondern der Geist seiner Arbeit. Seine Gelassenheit überraschte. Er hatte das Bewusstsein, das Werk Gottes zu tun: „Die Dinge Gottes gehen von selbst ihren Gang, und die wahre Weisheit besteht darin, der Vorsehung Schritt für Schritt zu folgen.“ Er folgte ihr willig. Aus diesem Grunde waren die Anfänge schleppend, aber wenn er in einer Angelegenheit die Zeichen des Willens Gottes erkannt hatte, dann war er hartnäckig, entschlossen und unerschütterlich.

Worin bestand sein Geheimnis? Im Gebet. Vinzenz geistliches Leben bestand nicht in der Flucht aus der Welt, es bestand weder in einem rein politischen Entwurf noch in dem einzigen Engagement, gegen den Hunger zu kämpfen. Die Idee, dass man einem ausgehungerten Magen nicht von Gott sprechen kann, war nicht die seine. Sie stammte von jemandem, der weniger als er Sinn für Gott und Achtung vor dem Menschen hatte. Für Vinzenz von Paul waren beide Forderungen gleich wichtig. Es machte keinen Sinn, darüber nachzudenken, ob es notwendig sei, zuerst zu sprechen oder später, da der Mensch doch sowohl in der materiellen als auch in der geistlichen Armut in Gefahr war. Auf die Einwände eines Missionars eingehend, der es befremdlich fand, das Werk in den Krankenhäusern noch zusätzlich zu den Missionen zu übernehmen, stellte Vinzenz eine Frage: „Aber aus welchem Grunde, so könnte mir jemand sagen, ein Krankenhaus übernehmen? .. Dass die Priester sich die Sorge um die Armen angelegen sein lassen, war das nicht auch der Dienst unseres Herrn und ebenso vieler großer Heiliger Sind die Armen nicht die leidenden Glieder unseres Herrn? Sind sie nicht unsere Brüder? Und wenn die Priester sie im Stich lassen, was glauben Sie, wer hilft ihnen? Wenn sich also unter uns einige befinden, die denken, dass sie in der Mission sind, um den Armen das Evangelium zu verkünden und nicht, um ihnen Erleichterung zu verschaffen, um ihren geistlichen Nöten abzuhelpfen und nicht ihren irdischen, dann antworte ich, dass wir ihnen auf jede Art und Weise helfen und auch andere aussenden, ihnen zu helfen Dieses zu tun, heißt, das Evangelium durch Worte und Werke zu verkündigen ...“

Der innere Zusammenhang seines Denkens und seines Tuns geht wahrscheinlich aus der Einheit von Liebe und Evangelium hervor. Er hätte nie die Idee einer Heiligkeit akzeptiert, die nur in menschlichem Fortschritt bestanden hätte, weil in einem solchen Fall die Nächstenliebe gefehlt hätte. Woher kommt sein Gespür für Gott? Von seiner Demut. Wir wissen alle, wie viel sie ihm bedeutet hat. Er wagte es, Mazarin herauszufordern. Man sagte, Anna von Österreich habe für ihn den Kardinalshut erbeten. Er behandelte die Mächtigen wie seinesgleichen. Und dennoch war er von einer Demut, die wir schlecht verstehen können. Er setzte sich selbst herab. So sagte er von sich, dass er schlimmer als ein Dämon sei, dass er ein Sünder sei, unwissend, dass er Schweinehüter gewesen sei. 1642 bot er seinen Rücktritt als Generalsuperior an. Er wollte, dass seine Missionare so seien wie er. Wenn sie an einer Versammlung teilnahmen, mussten sie sich auf den letzten Platz setzen. Er und die Seinen verhielten sich im Verhältnis zu den etablierten und älteren Gemeinschaften wie Untergebene. Eine solche Demut kommt nicht aus metaphysischen Überlegungen, sondern aus der Erfahrung desjenigen, der in seinem Leben entdeckt hat, dass er von Gott gesucht und von ihm gefunden wurde. Wenn Gott die 99 Schafe im Stich ließ, um das zu suchen, was verloren war und sich außerhalb der Herde befand, so sollte das zum Ausdruck bringen, dass er, Vinzenz, für Gott von so großer Bedeutung war. Das berührte ihn. Er fühlte sich geliebt und wollte lieben. Sein Eifer, seine Leiden für die Seelen wurden dadurch vervielfacht. Eines Tages bekannte er: „Ich selbst, obgleich alt und gebrechlich, wie ich bin, muss mich bereit halten nach Indien zu gehen, um dort Seelen für Gott zu gewinnen.“

Die Demut lehrte ihn, die Dinge und die Menschen realistisch zu betrachten. Zudem war er ein humorvoller Mensch. Diesen Humor benutzte er jedoch nicht, um sich über jemanden lustig zu machen, sondern es war eine liebenswerte Art, um den falschen Stolz der Menschen zu entlarven. So beglückwünschte er beispielsweise einen französischen Missionar, der nach einer Zeit des Aufenthaltes in Italien gelernt hatte *signor si* zu sagen. Er erzählte von Abenteuern einiger Missionare, die nach einem Schiffbruch und einer Zeit des Hungers gerettet worden und „bei guter Gesundheit und bei gutem Appetit“ waren. Einem Ordensmann, der nach einem Bischofssitz strebte, riet er, anderen das Urteil über seine Fähigkeiten zu überlassen, und er fügte hinzu, dass ein wenig Ruhe gegen die Krankheiten des Stolzes nichts schaden könne. Einem Superior, der darüber klagte, dass seine Mitbrüder krank seien, antwortete er, dass „... drei mehr als zehn tun, wenn Gott dort mit Hand anlegt.“ Das war eine höfliche Art und Weise, um zum Ausdruck zu bringen, dass das Heil von Gott kommt, dass dies „sein Metier“ ist und nicht das unsere. Ein Pfarrer informierte sich bei Vinzenz über den Plan eines Priesters, der einen Vikarposten erbat. Er war eine Zeit lang in der Kongregation gewesen, hatte sie verlassen, war erneut wiedergekommen, um dann aufs Neue wieder wegzugehen. Vinzenz antwortete, dass er ihn nicht gut kenne, „obwohl er zweimal aus der Kongregation ausgetreten sei.“

Die Konsequenz seiner Demut war die Milde einer außerordentlichen Nächstenliebe. Weil er demütig war, konnte er sich in das Elend der Menschen vertiefen und Abhilfe schaffen. Wenn er von den Galeerensträflingen sprach, sagte er: „Als ich ihre Ketten geküsst habe, ... da haben sie mir zugehört.“ Vinzenz liebte Probleme nicht und auch Personen mit Problemen nicht: „Je mehr man die Sonne anstarrt, um so weniger sieht man sie.“ Deswegen konnte er sich auch nicht mit den Jansenisten verständigen. So nannte man die Schüler der Augustinischen Schule, deren theologische Vision von zwei großen Inspiratoren ausging, Cornelius Jansen (Jansenismus) und Jean Duverger de Hauranne, besser bekannt als Abbé de Saint-Cyran. In Frankreich hatte sich die jansenistische Gruppe um die Abtei von Port-Royal versammelt, und auf der Basis einer rendenziösen Interpretation der Situation der damaligen Kirche wollte sie eine recht zweifelhafte radikale Erneuerung moralischen, liturgischen und disziplinären Charakters. Vinzenz, der Freund von Saint-Cyran, war in der Lage, diesen Mann zu durchschauen. Er konnte seine ständige Kritik an der Kirche kaum ertragen, und er war nicht der Meinung, dass der Weg einer neuen Evangelisierung über das Predigen eines Christus gehe, der nicht für alle gestorben sei. Vinzenz verwarf auch den Gedanken, dass das Menschengeschlecht so durch die Sünde zerstört sei, dass jede Tat des Menschen, die nicht durch die Gnade beseelt ist, Grund für eine zusätzliche Verdammnis sei. Vinzenz wusste, dass Richelieu mehrere Gründe zur Unstimmigkeit mit Saint-Cyran hatte. Er fürchtete ihn als politischen Gegner und auch wegen seiner Lehre, die das Gleichgewicht der Macht erschüttern konnte. Der allmächtige Kardinal hatte Saint-Cyran 1638 inhaftieren lassen und einen Prozess gegen ihn angestrengt. Wenn es ihm gelungen wäre, Menschen wie Vinzenz zu Aussagen über die Lehre des Beschuldigten zu gewinnen, dann hätte er über ihn nach Belieben verfügen können. Und Vinzenz wurde zum Zeugen berufen. Einerseits wusste er, dass Saint-Cyrans Lehre völlig verwerflich war, andererseits wollte er aber nicht das alleinige politische Spiel des Kardinals unterstützen. Was in diesem Augenblick auf dem Spiel stand, das war nicht die Lehre der Kirche, sondern es war einzig ein Kampf um die Macht. Vinzenz machte damals eine sehr kluge Aussage, von der man keinen Anklagepunkt ableiten konnte. Es wurde ein „Meisterwerk der Caritas“, um es mit den Worten eines Biographen zu sagen. Was er für Saint-Cyran tat, war nicht von der Angst bestimmt. Als wenig später die jansenistische Affäre zum Ausbruch kam, nahm Vinzenz seine Verantwortlichkeiten wahr, und er reihte sich unter denen ein, die vom Papst die Verurteilung des Hauptwerkes des Jansenius mit dem Titel „Augustinus“ forderten. Er bemühte sich fortan darum, die jansenistische Verbreiterung zu begrenzen und seine Gemeinschaft davor zu bewahren. Bei dieser Aktion handelte er in Übereinstimmung mit den Bischöfen und einigen der größten Repräsentanten

der Kirche Frankreichs, von denen wir Condren, Olier und Eudes nennen können. Im Unterschied zum Anti-Jansenismus der Politiker (Richelieu, Mazarin, Louis XIV.) und dem der Theologen war die Gegnerschaft dieser „Spirituellen“ nicht auf die dogmatisch-moralische Lehre oder auf die Gegnerschaft gegen die internationale Politik der zwei Kardinal-Minister gerichtet. Was zur Debatte stand, war die Liebe zur Kirche und das Heil der Kleinen. Vinzenz wie auch Condren, Olier und Eudes konnten nicht hinnehmen, dass ein einfacher Theologe sich hochmütig als Reformator der Kirche erklären könne.

Aber mehr noch, er konnte nicht akzeptieren, dass man den leidenden Menschen des 17. Jahrhunderts nicht den barmherzigen Gott predigte, sondern einen strengen Gott, der nicht gekommen sei, um zu sterben, damit alle Menschen das Leben hätten. Vinzenz hörte die Behauptung eines Theologen, es könne niemand gerettet werden, der die Geheimnisse der Dreifaltigkeit und der Inkarnation nicht kenne. Darauf seine Bemerkung: „Ich habe Angst verdammt zu werden, weil ich nicht unaufhörlich mit der Unterweisung des armen Volkes beschäftigt bin.“ Für Vinzenz begründet das wohlwollende und barmherzige Angesicht Gottes die Hoffnung der Armen. Deswegen konnte er sie nicht ihrem Schicksal überlassen, und er konnte auch keine harte und kühle Predigt halten.

Vinzenz erreichte ein sehr hohes Alter. Man hat den Eindruck, dass sein langsames Altern und sein Festhalten am Leben von seinem Willen bestimmt waren, den Dienst nicht aufzugeben. Er wollte bis zum Schluss an seinem Arbeitsplatz bleiben.

Von 1659 an verschlechterte sich sein Gesundheitszustand. Er konnte nicht mehr zur Kirche hinuntergehen und musste sich damit abfinden, die Messe in der Kapelle der Krankenstation zu zelebrieren. Wenig später hinderte die Schwäche seiner Beine ihn daran, überhaupt aufzustehen und die Messe zu feiern. Man wandelte daher zu diesem Zeitpunkt sein Nachbarzimmer in eine Kapelle um.

Nach und nach verzehrten ihn die starken Schmerzen. Seine einzige Klage bestand jedoch in frommen Ausrufen. Sein immer mildes und liebevolles Gesicht ließ das Leiden, das er so tapfer aushielt, nicht erahnen. Er sagte zu seinen Besuchern: „Unser Herr hat viel mehr gelitten als ich.“ „Das ist nichts, verglichen mit dem, was ich für meine Sünden verdient hätte.“ In seinem Zimmer empfing er jetzt Gäste, schrieb, erteilte Ratschläge. Nachts litt er an Schlaflosigkeit, und am Tag schlief er oft ein. Wenn er aufwachte, besaß er immer noch den Mut zu sagen: „Der Bruder (Schlaf) kommt, um auf die Schwester (Tod) zu warten.“

Am Sonntag, dem 26. September, empfing er inmitten seiner Gemeinschaft das Sakrament der Krankensalbung, wonach er nur noch wiederholen konnte: „Gott, komm mir zu Hilfe“ und „Jesus“. Er bekannte seinen Glauben und segnete seine Söhne. Am 27., gegen vier Uhr am Morgen, zu der Stunde also, zu der er normalerweise aufstand, trat der Todeskampf ein. Er starb in seinem Stuhl, nahe am Feuer, völlig angekleidet, ohne Anstrengung und ohne Kampf. Der Todeskampf, weit entfernt, seine Gesichtszüge zu entstellen, schien ihm eine Schönheit und Majestät gegeben zu haben, über die jeder staunte.

So starb der, den die Armen als ihren Vater verehrten, der schon zu Lebzeiten durch die Dienste, die er an den Armen vollbracht hatte, zur Legende für die Kirche und Frankreich geworden war. Einer seiner Zeitgenossen sagte damals: „Ich hatte die Ehre, Herrn Vinzenz vor mehr als dreißig Jahren kennen zu lernen. Ich habe in ihm nichts als einen sehr heiligen und einen sehr großen Menschen gesehen. Ich habe ihn immer als einen apostolischen Mann betrachtet, der von Gottes Geist durchdrungen ist, mit einem Wort, als einen Heiligen unserer Tage, in dem die Ansammlung der Tugenden in einem außerordentlichen Maße zu Tage trat.“ Dieses Zeugnis wurde durch die Kirche anerkannt, als Papst Clemens XII. ihn am 16. Juni 1737 heilig sprach. In einer Konferenz für die Missionare, ein Jahr vor seinem Tod (22. August 1659), hatte Vinzenz von Paul die Heiligkeit, sicherlich mit Bezugnahme auf sein eigenes spirituelles Leben, folgendermaßen definiert: „Was ist die Heiligkeit? Es ist die Einschränkung und das Fernsein von irdischen Dingen und zugleich eine Zuwendung zu Gott und eine Vereinigung mit dem göttlichen Willen ... Und was entfernt uns mehr von der Erde

und bindet uns mehr an den Himmel als die Lebensregeln des Evangeliums? ... Wenn man sagt, eine Person befolgt die Grundsätze des Evangeliums, heißt das, sie ist heilig.“